

N. G. Tschernischewsky

---

Eine literar-historische Studie

von

G. Blechanow

---

Stuttgart

Verlag von J. G. W. Diez

1894

## Inhalts-Verzeichniß.\*

---

	Seite
Tschernischewsky und seine Zeit . . . . .	1
Einleitung . . . . .	3
Tschernischewsky als Nationalökonom . . . . .	127
Einleitung . . . . .	129
Allgemeines . . . . .	159
Der Tauschwerth . . . . .	172
Das Geld . . . . .	207
Das Kapital . . . . .	214
Das Arbeitslohn . . . . .	220
Der Mehrwerth . . . . .	249
Die Bevölkerungslehre . . . . .	307
Die Krisen . . . . .	375
Schlußwort . . . . .	382

---

\* Anmerkung: Nur der erste Teil, »Tschernischewsky und seine Zeit« ist soweit abgeschrieben. Der zweite Teil, »Tschernischewsky als Nationalökonom« ist noch nicht abgeschrieben. Dieses Inhaltsverzeichnis ist auch nach der Vorlage abgeschrieben, so daß die hier angegebenen Seitennummern die der Vorlage sind und nicht die der Abschrift. Die Seitennummerierung der Vorlage ist in der Abschrift mit kleinen Ziffern, z. B. 3, angegeben. Inhaltsverzeichnis dieser Abschrift findet man auf der letzten Seite. Abgeschrieben von Erik Jonsson im Jahre 2000.

Tschernischemsky und seine Zeit.

—

## Einleitung.

---

Tschernischewsky's literarische Thätigkeit fällt ungefähr in die Zeit der bekannten Reformen Alexanders II.

Die russischen Liberalen bewahren noch immer dem „Zaren-Befreier“ ein gerührtes Andenken, noch immer stimmen sie auf ihn Loblieder an, die den Zensoren des gegenwärtig regierenden Kaisers mißfallen, da dieser bekanntlich seinen Vater schier als einen Jakobiner betrachtet. — Schreiber dieses weiß sich ebenso frei von den Vorurtheilen der russischen Liberalen, als auch von einer Vorliebe für Alexander III. Er dürfte daher im Stande sein, die Reformen Alexanders II. objektiv zu beurtheilen.

Dreißig Jahre lang lastete auf Rußland der schwere Druck des Regierungssystems Nikolaus' des „Unvergeßlichen“. Der Stillstand war förmlich zu einem Dogma erhoben. Alle lebendigen, alle denkenden, alle protestirenden Elemente wurden entweder im Keime vernichtet, oder gezwungen, sich bis zur Unkenntlichkeit zu ver mummen. ... Erst durch den Krimkrieg wurde Wandel geschaffen. Die Unhaltbarkeit des Nikolaus'schen Regiments war durch diesen Krieg bloßgelegt und der Urheber dieses Regiments wußte selbst keinen anderen Ausweg aus der schwierigen Lage zu finden, als den Selbstmord. Die unzufriedenen Elemente, die bis dahin furchtsam sich versteckt gehalten hatten, begannen nun ihr Haupt keck zu erheben. Reformen oder ein neuer Selbstmord, und zwar diesmal nicht mehr der Selbstmord eines einzelnen Autokraten, sondern des Prinzips der Autokratie selbst — dies war das Dilemma, vor welches die Geschichte Nikolaus' Nachfolger stellte. Dieser zog nun klüglich den Weg der Reformen vor, deren wichtigste die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland war.

Die Sklaverei (unter der Bezeichnung „Cholopstwo“, d. h. Knechtschaft) existirte in diesem Lande seit unvordenklichen Zeiten. Davon sprechen schon die ältesten legislativen Urkunden Rußlands. „Cholop“ (Knecht) konnte jeder Arme werden, indem er sich seinem reichen Mitbürger verkaufte. Zu Knechten wurden ferner auch die Kriegsgefangenen. Indeß blieb eine Zeitlang die Ausdehnungssphäre der Sklaverei sehr beschränkt. Die Sklaven bildeten bloß das Hofgesinde der Fürsten, Bojaren und der reichen Grundbesitzer. Wenn die russischen regierenden Fürsten ihre Diener mit bevölker-

ten Landgütern beschenkten, so wurden dadurch die betreffenden Bauern keineswegs zu Leibeigenen, sondern der Fürst übertrug damit bloß sein Recht auf die den Bauern auferlegten Abgaben auf die „Staatsdiener“. Die Bauern selbst aber blieben nach wie vor „freie Leute“ und hatten als solche das Recht, ihre Gutsherren zu wechseln, oder auch den Gutsherrn zu verlassen, um sich in einer freien (d. h. bloß dem Fürsten zinspflichtigen) Gemeinde niederzulassen.

Diese Sachlage war für den Staat in doppelter Hinsicht wesentlich nachtheilig.

Erstens waren die großen Grundbesitzer, kraft ihres wirthschaftlichen und politischen Uebergewichts, im Stande, ihren Bauern einen sicheren Schutz und vortheilhaftere materielle Bedingungen zu bieten, als die ärmeren Grundbesitzer, die es mitunter nicht viel besser hatten, als ihre Zinsleute. Die Folge davon war, daß die Bauern haufenweise von den ärmeren Gutsherren zu den reicheren übergingen. Nun aber gab es der ärmeren Gutsherren sehr viele, und zwar waren sie es, die den Kern der „dienenden“ Kriegsmacht des moskowitzischen Staates bildeten: hauptsächlich aus ihnen rekrutirte sich das moskowitzische Heer bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Der Staat mußte also, wollte er anders nicht seine militärische Macht untergraben, nothwendigerweise den Bauern verbieten, die Landgüter der ärmeren Gutsherren zu verlassen. In diesem Sinne wurde denn auch das Freizügigkeitsrecht der Bauern am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eingeschränkt.

Zweitens wurden durch die Freiheit der Bauern die Interessen des Fiskus unmittelbar geschädigt. Nachdem nämlich die Macht der Tartaren gebrochen war, die das moskowitzische Reich im Süden und im Osten eingeschlossen hielten, eröffneten sich für die agrarische Kolonisation ungeheure Strecken herrenlosen, ungemein fruchtbaren Landes. Ihr Freizügigkeitsrecht ausübend, strömten nun die Bauern schaaarenweise nach diesem Eldorado. Freilich folgten ihnen auf dem Fuß die zarischen Beamten, um ihnen Steuern und Abgaben aufzuerlegen. Letzteres brauchte aber Zeit, und — unter den damaligen Verhältnissen — mitunter sehr viel Zeit. Es vergingen Jahrzehnte, bevor es dem Staat gelang, die Kolonisten seine schwere Hand fühlen zu lassen. In der Zwischenzeit zahlten diese dem

Staat gar nichts. Zwar bot die solidarische Haft der Gemeinde die juristische Möglichkeit, die Gesamtsumme der früheren Steuern und Abgaben von den zurückgebliebenen und in die Steuerlisten eingetragenen Bauern (von den „steuerpflichtigen Leuten“) beizutreiben, d. h. die Anwesenden für die Abwesenden zahlen zu lassen. Allein die bittere Erfahrung hatte schon längst der moskowitischen Regierung gezeigt, daß in Sachen der Steuern-Eintreibung die juristische und die ökonomische Möglichkeit sehr häufig zweierlei sind: wo nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren. So eifrig auch die zarischen Beamten die Steuern von den Bauern herauszupressen suchten, war es denn doch unmöglich, sagen wir von zehn zu Hause gebliebenen Gemeindegliedern ebenso viel Geld beziehungsweise Produkte und Arbeit (zu jener Zeit wurden die Abgaben vorwiegend noch in natura geleistet) herauszupressen, wie früher von beispielsweise vierzig thatsächlich (und nicht bloß auf dem Papier) in der Gemeinde ansässigen Steuerpflichtigen. Die „Sache des Fürsten“ nahm unzweifelhaft Schaden und das gerade zu einer Zeit, da der wachsende Verkehr mit dem Westen einen sorgfältig gefüllten Staatsfädel immer dringender erheischte. Aus dieser unangenehmen Lage gab es damals nur einen Ausweg — die Fesselung der Bauern an die Scholle. So wurde denn im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts das Freizügigkeitsrecht der Bauern vollständig aufgehoben. Die Bauern geriethen in ein durchaus leibeigenschaftliches Verhältniß zu den Guts Herren, beziehungsweise zum Staat.

Indeß waren die leibeigenen Bauern noch immer nicht den Sklaven gleichgestellt. Der „an die Scholle gefesselte“ Bauer (*glebae adscriptus*) war noch immer nicht das sprechende Lastthier, für welches der „Cholop“ von jeher galt. Der Ruhm, den russischen Bauer vollständig geknechtet zu haben, gebührt dem großen Reformator Rußlands, Peter I., und der berühmten Messalina des Nordens, Katharina II.

Peter wollte in Rußland eine stehende Armee nach europäischem Muster organisiren, die Administration reformiren, die Grundlagen zur Entwicklung des Handels, einer Handels- und Kriegsflotte, der Industrie und der Bildung schaffen. Zu allen diesen Zwecken brauchte er Geld, abermals Geld und wiederum Geld. Peter schreckte denn auch vor nichts

zurück, um Geld zu beschaffen. Die Kosten seiner Reform hatten vor Allem selbstverständlich die sogenannten Steuerzahlenden Stände zu tragen: die Bauernschaft und das arme städtische Kleinbürgerthum. Die nächste ökonomische Folge dieser Reform war die furchtbare Verarmung des Leibeigenen auf die Stufe des „Cholops“. Widerspruch doch die Befestigung und Ausbreitung der Leibeigenschaft seinen reformatorischen Plänen nicht im Mindesten. Im Gegentheil. Gerade Leibeigene waren es, die in den von ihm gegründeten Fabriken und Manufakturen arbeiteten. Die Leibeigenschaft war die unvermeidliche Bedingung der Euro-päisation Rußlands.

Peters Nachfolger setzten sein Werk eifrig fort. Die „aufgeklärte“ Katharina II. hatte nur noch das Lüpfelchen auf das i zu setzen. Sie verkündete durch den Ukas vom 7. Oktober 1792, daß „die leibeigenen gutsherrlichen Leute und Bauern einen Bestandtheil des Gutsherrlichen Vermögens bilden und bilden sollen, bei deren Veräußerung, ebenso wie bei der Veräußerung von unbeweglicher Habe, Kaufbriefe ausgestellt und Gebühren zu Gunsten des Fiskus erhoben werden.“ Der Bauer wurde also ein bloßes instrumentum vocale, ein sprachbegabtes Werkzeug, welches seiner Natur nach zum beweglichen, nicht zum unbeweglichen Eigenthum gehörte. Es kam vor, daß Leibeigene auf den Jahrmärkten, wie Vieh, heerdenweise verkauft wurden.

Daneben ging die weitere Ausbreitung der Leibeigenschaft vor sich. Die Zaren und Zarrinnen liebten es, ihre Favoritinnen beziehungsweise Favoriten mit Landgütern zu belohnen. — Katharina II. führte die Leibeigenschaft in Kleinrußland ein.

Der Adel jubelte. Nur wurde aber sein Jubel mitunter getrübt durch unerwarteten widerstand der Bauern.

So geduldig, so konservativ der russische Bauer auch ist, er ergab sich doch nicht ohne Kampf. Fast jeder Schritt der Regierung auf dem Wege zur Knechtung der Bauern war von mehr oder weniger umfassenden Bauernaufständen begleitet. Im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert erlebte Rußland förmliche Bauernkriege (die Rebellionen Stepan Rasin's und Pugatschew's). Das neunzehnte Jahrhundert hat keine einzige Bauernbewegung mehr aufzuweisen, die man den „Empörungen“ der

früheren Jahrhunderte an die Seite stellen könnte. Dafür wurden aber die kleinen Bauernaufstände immer häufiger. Besonders reich an Bauernaufständen ist die Regierungszeit des Nikolaus, der sie mit wahrhaft bestialischer Grausamkeit niederschlagen ließ. Die von der Mitte der dreißiger Jahre bis zum Krimkrieg geführte offizielle Statistik der Bauernaufstände zeigt, daß während dieser zwei Jahrzehnte die Zahl der Aufstände alljährlich mit beinahe mathematischer Regelmäßigkeit anwuchs. Bisweilen gährte es in ganzen Gouvernements und es kam dabei auch hier und da zu förmlichen Schlachten zwischen Bauern und Soldaten. Während des Krimkrieges verbreitete sich ein Gerücht, daß die Regierung alle diejenigen Bauern befreien werde, die sich in die Landwehr einschreiben lassen würden. Dieses Gerücht veranlaßte viel „Unruhen“, besonders in Kleinrußland. Der Friedensschluß gab Anlaß zur Entstehung eines anderen Gerüchts: es hieß, Napoleon III. habe in den Friedensschluß eingewilligt nur unter der Bedingung der Aufhebung der Leibeigenschaft.

Die Regierung kannte recht wohl die Stimmung der Bauern und befürchtete einen allgemeinen Aufstand. „Es ist besser, die Bauern von Oben zu befreien, als die Zeit abzuwarten, da die Befreiung von Unten beginnen wird“, erklärte Alexander II.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, wenn die Regierung die Unzufriedenheit fürchtete, die sich unmittelbar nach Nikolaus' Tod in der „gebildeten Gesellschaft“ bemerkbar machte. „Es ist besser, freiwillig zu geben, was man sonst vielleicht mit Gewalt nehmen wird“, — so dachte der gekrönte Reformator, so dachten auch die meisten seiner Rathgeber.

Anders denken konnten nur die alten „Nikolaus'schen Soldaten“, die nichts außer dem Stock anerkannten und kannten. Mehr als einmal hatte zwar der Stock der russischen Regierung gute Dienste geleistet. Der Stock war es aber auch, der sie in die verzweifelte Lage der Zeit des Krimkrieges gebracht hatte. Die vielgepriesenen Nikolaus'schen militärischen Einrichtungen hatten sich als nichtsnutzig erwiesen: die Offiziere, insbesondere die Generäle, waren unwissend oder feig, die Bewaffnung im



elendesten Zustand\*, die Unterschlagung von Staatsgeldern in der Intendantz, im Artillerie- und Genie-Ressort erreichte einen unglaublichen Umfang und wurde gleichsam als gesetzlich gestattet betrachtet. Dazu kam noch, daß Rußland, in Folge der schlechten Verkehrsmittel, auch die vorhandenen militärischen Kräfte nicht gehörig zur rechten Zeit benutzen konnte. So kostete während des Krimkrieges der Transport einer einzigen Bombe von Ismail (in der Nähe der Donau-Mündung) nach Sebastopol nicht weniger als fünf Rubel. Endlich stand Rußland in finanzieller Beziehung am Vorabend des Bankrotts. Im Jahre 1855 belief sich das Defizit auf 261.850.000 Rubel (Einnahmen: 264.119.000; Ausgaben: 525.969.000 Rubel). Das folgende Jahr ergab ein noch größeres Defizit. — Die Regierung beeilte sich, Frieden zu schließen. Das genügte aber nicht. Es galt neue Einnahmequellen zu erschließen, neue Produktivkräfte ins Leben zu rufen. Letzteres war aber unmöglich, so lange die Leibeigenschaft bestehen blieb. Die im Volke verbreitete Legende hatte einen tiefen Sinn: die Befreiung der Bauern wurde der Regierung wirklich aufgezwungen von „Napoleon“, d. h. durch den Gang und Ausgang des Krimkrieges.

Konnte die russische Industrie in ihren ersten Anfängen, unter Peter I., nicht ohne leibeigene Arbeiter bestehen, so hatte sie umgekehrt in der Mitte dieses Jahrhunderts zu ihrer weiteren Entwicklung freie Arbeiter unumgänglich nöthig. Und nicht nur die Industrie allein erforderte freie Arbeiter. Schon in der Mitte der vierziger Jahre

---

\* „Wie wenig die Nikolaus'schen Wachtparade-Feldherren mit der Kriegskunst vertraut waren, sieht man z. B. aus den Operationen des Generals Korf bei Cupatoria, der im Angesicht des Feindes keine Vorposten aufgestellt hatte und in Folge dessen eine Batterie und viele Soldaten verlor. Es gab unter ihnen auch Feiglinge, wie der General Kirjakow, der bei Alma sich in einem Hohlweg versteckt hielt.“ (Skizzen aus der russischen Geschichte, vom Krimkrieg bis zum Berliner Traktat. Anonym erschienen. Leipzig 1879. 2. Band, S. 33). — Vor einigen Jahren veröffentlichte die russische historische Revue „Russkaja Starina“ Erinnerungen eines russischen Theilnehmers am Krimkriege, worin erzählt wird, die Franzosen hätten mit Staunen die von ihnen auf den Schlachtfeldern aufgelesenen russischen Gewehre betrachtet: „Seht, mit welchen Waffen diese Barbaren kämpfen!“ riefen sie erstaunt aus.“

wurden in der russischen Literatur Stimmen laut, die — freilich, mit Rücksicht auf die strenge Zensur, schüchtern und verschleiert — behaupteten, das Gedeihen der Landwirtschaft sei mit dem ferneren Bestehen der Leibeigenschaft unvereinbar. Am besten wurde das nachgewiesen von dem Staatsbeamten Sablozky=Deßjatomsky in seiner Aufsehen erregenden amtlichen Denkschrift.

Unter Nikolaus wurden in Rußland blos zwei Eisenbahnlinien gebaut: von Petersburg nach Zarskoje Selo (ein südlich von der Hauptstadt in einer Entfernung von zweiundzwanzig Kilometer gelegenes Städtchen) und von Petersburg nach Moskau. Hier ist nicht der Platz, die großartigen Unterschlagungen und Diebereien zu besprechen, die bei dem Bau jener Eisenbahnen begangen wurden. Wir bemerken blos, daß nur die letztere Eisenbahn von wirthschaftlicher Bedeutung war; die erstere diente blos zu Lustreisen der Petersburger „Gesellschaft“. Heutzutage läßt es sich kaum vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten damals der Waarentransport aus dem Moskauer Industriebezirk z. B. nach Kleinrußland verbunden war. Und je mehr sich die Produktion entwickelte, desto dringender wurde die Nothwendigkeit eines Eisenbahnnetzes, welches wenigstens die wichtigsten russischen Städte umfaßte.

Nicht besser stand es um das Telegraphenwesen. Bis 1853 gab es in Rußland blos eine optische Telegraphenverbindung zwischen Petersburg und Warschau, die zum persönlichen Gebrauch des Kaisers diente. In den folgenden Jahren wurden elektrische Telegraphenverbindungen hergestellt, aber in geringfügiger Anzahl: im Jahre 1857 erstreckte sich das Telegraphennetz nicht über 3725 Werst. Die Entwicklung von Handel und Industrie erheischte also auch nach dieser Richtung hin die gründlichsten „Reformen“.

Nikolaus duldete so gut wie gar keine privaten Aktiengesellschaften, insbesondere keine Aktienbanken. Die Gutsherren und Kaufleute wendeten sich bei Geldbedarf an die staatlichen Kreditanstalten. „Die russisch-amerikanische Kompagnie, zwei Feuerversicherungs-, zwei bis drei Dampfschiffahrts- und Industrie-Gesellschaften bildeten die gesammte Aktienwelt Rußlands“, bemerkt der Verfasser der bereits zitierten „Skizzen aus der russischen Geschichte“. Der Beginn der neuen Regierung zeichnete sich nun

durch ein wahres Aktiengründungs-Fieber aus. Wie Pilze nach einem warmen Regen schossen Aktiengesellschaften hervor, die den Einfältigen ungeheure Gewinnste vorspiegelten und sich anschickten, die verschiedensten Seiten des sozialökonomischen Lebens zu umfassen (es gab z. B. eine Gesellschaft „Hydrostat“, die zum Zweck hatte, „gesunkene Schiffe aus dem Meere emporzuheben“, eine Gesellschaft „Bienenstock“ zur „Hebung der Lage der Arbeiter“ u. dergl. m.). Viele dieser Gründungen zerplatzten selbstverständlich wie Seifenblasen, nachdem sie die Taschen der Gründer gefüllt hatten. Indes schon die bloße Existenz eines derartigen Gründungsfiebers zeigt, wie sehr das damalige Rußland den alten, von Nikolaus ererbten ökonomischen Lebensformen über den Kopf gewachsen war. Um aber neue Lebensformen entwickeln zu können, mußte es vor Allem das todte Gewicht der Leibeigenschaft los werden.

Endlich — und diese Erwägung wird bei gar manchem Zarendiener wohl die ausschlaggebende gewesen sein — hinderte die Leibeigenschaft die Regierung daran, die Bauern nach Belieben zu brandschätzen. Die Steuern wurden nämlich von der leibeigenen Bevölkerung durch Vermittlung der Gutsherren erhoben. Jede weitere Steuererhöhung, jede neue Mehrbelastung der Leibeigenen mußte nun selbstverständlich die Unzufriedenheit der Gutsherren hervorrufen, weil ja dadurch die wirthschaftliche Kraft der ihnen gehörenden „Seelen“ geschwächt wurde. Die Bauern von der Gutsherrlichen Gewalt befreien, hieß demnach die Gewalt des Staates über sie vergrößern. Unmittelbare Beziehungen zwischen Bauer und Staat schufen der Phantasie des Finanzministeriums viel freieren Raum; und schon aus diesem Grunde allein mußte die Regierung die „Emanzipation“ in die Hand nehmen. Prosaisch gesprochen, lief die Frage der „Emanzipation“ auf die andere Frage hinaus, wem der Löwenantheil an dem von der leibeigenen Bevölkerung geschaffenen Mehrprodukt (bezw. Mehrwerth) zufallen sollte: dem Staat oder den Gutsherren?

Der Staat suchte diese Frage zu seinen Gunsten zu entscheiden. Dazu war es aber nothwendig, die Bauern mit Land, nicht — wie das die Gutsherren verlangten — ohne Land, zu befreien. Das historische Recht der russischen Bauern auf den von ihnen bebauten Grund und Boden konnte freilich keinen Zweifel unterliegen. Indes nicht dieses Recht

war es, das die Regierung in ihren Befreiungsplänen leitete. Sie strebte vielmehr bloß darnach, den Bauern die Möglichkeit zu geben, für den Staat möglichst viel in natura und in Geld zu leisten. Dazu eigneten sich landlose Tagelöhner nicht. Dies der Grund, warum die Regierung in keinem Falle den Forderungen der Gutsherren-Partei nachgeben mochte. Auf der anderen Seite suchte sie freilich die dieser Partei dargereichte bittere Pille nach Möglichkeit zu verzuckern. Sie that dies, indem sie die Bauern für das ihnen zugemessene Land eine Ablösungssumme zahlen ließ, die bedeutend den Werth des Landes überstieg. Indem sie ferner bei dem Ablösungsgeschäft die Vermittlerrolle übernahm, heimste sie auch noch einen nicht unbedeutenden Extraprofit ein, nämlich die Differenz zwischen der von ihr den Gutsherren ausbezahlten Entschädigungssumme und der den Bauern auferlegten Ablösungssumme.

Dies die Verhältnisse und Umstände, die den Beginn, den Gang und Ausgang der Bauernbefreiung in Rußland bestimmt haben. Betrachten wir nun einige weitere Reformen Alexanders II.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Krimkrieg die ganze militärische Misère Rußlands bloßgelegt hat. Eine der hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der russischen Armee war der Mangel an auch nur halbwegs gebildeten Offizieren. Nikolaus war sich selbst dieses Mangels bewußt, ihn beseitigen konnte er aber nicht, weil ja seine ganze Regierung nichts anders war, als ein ununterbrochener Kampf gegen die Bildung. Es entsprach ganz dem Geist dieser Regierung, wenn in den militärischen Lehranstalten den Wissenschaften gar keine Bedeutung beigelegt wurde, dagegen der militärische Drill die Hauptsache war. Aber auch die Zahl dieser elenden Lehranstalten war zu gering im Verhältniß zu den Bedürfnissen der Armee. Nothgedrungen mußte man zu Offizieren die sogenannten Junker ernennen, welche häusliche Bildung (d. h. gar keine Bildung) genossen und einige Zeit als Gemeine gedient hatten. — Nicht viel besser stand es um die Bildung in den sogenannten bürgerlichen, d. h. nichtmilitärischen Lehranstalten. Auch da sah man vorzugsweise darauf, den Schülern den Geist des Gehorsams und der Demuth einzupfropfen. Der Zutritt zu den Universitäten wurde am Ende der Regierungszeit des Nikolaus sehr beschränkt. Es wurde verboten, Vorlesungen in der

Philosophie zu halten,\* dafür aber unterrichtete man die Studenten im — Marschiren!! — Es versteht sich nun von selbst, daß die Regierung, sobald sie, durch die Krim-Niederlage gewizigt, „sich zu sammeln“ („se recueillir“) beschloß, der Bildung etwas mehr Raum lassen mußte. Es wurden denn auch neue Gymnasien und Progymnasien für Jünglinge gegründet, sowie auch neben den bereits vorhandenen „Instituten für wohlgeborene Fräulein“, d. h. für Töchter der Adelligen, Gymnasien und Progymnasien für Mädchen aller Stände. Die Bestimmungen, welche die Zahl der Studenten einschränkten, wurden aufgehoben, die höheren technischen Lehranstalten (die unter Nikolaus Kadettenkorps waren) reformirt, für die militärischen Lehranstalten endlich begann, besonders seitdem Miljutin zum Kriegsminister ernannt worden war, förmlich eine neue Aera: die „Marschirkunst“ wurde so gut wie bei Seite geschoben (ihr wurde nicht mehr als Eine Stunde der Woche eingeräumt), der Unterricht verständig organisirt, der Lehrkurs bedeutend erweitert, die körperlichen Strafen kamen fast außer Gebrauch (sie ganz zu beseitigen, konnte sich der „Zar-Befreier“ nicht entschließen — weder hier noch in der Armee überhaupt). Dem Hauptübel wurde jedoch durch all diese Maßnahmen nicht abgeholfen; die reformirten militärischen Lehranstalten lieferten eine verhältnißmäßig geringe Zahl Offiziere, nach wie vor mußte man die erwähnten Junker zu Offizieren avanciren lassen. Immerhin führten diese Reformen Alexanders II. eine ungeheure Vermehrung der studirenden Jugend nach sich, „die studirende Jugend aber spielte eine nicht geringe Rolle in der gesellschaftlichen Bewegung jener Zeit.

---

\* Das Schicksal der Philosophie war in Rußland stets sehr wechselvoll. Bald wurde die Philosophie, als Abwehr gegen die „Träumereien von Gleichheit und zügelloser Freiheit“, von der Regierung sogar begünstigt, bald aber wurde sie aus den Universitäten verbannt als die Hauptquelle eben jener „Träumereien“. Letzteres geschah unter Nikolaus im Jahre 1850. „Den verführerischen Vernünsteleien der Philosophie ist ein Ende gemacht worden!“ rief bei dieser Gelegenheit der damalige Minister der Volksaufklärung entzückt aus. Einige der Philosophieprofessoren wurden dabei zu Zensoren ernannt. Man sieht schon daraus, wie nüchtern ihre „Träumereien von zügelloser Freiheit“ gewesen sein müssen.

Indeß, so weitgehend die Schulreform auch war, den letzten Schritt auf diesem Gebiete wollte und konnte die Regierung des selbstherrlichen Zaren nicht thun: nach wie vor fehlte in Rußland das, was man akademische Freiheit nennt, die Universitätsräthe wurden vollständig den Kuratoren der Lehrbezirke untergeordnet, Beamten, die häufig mit der Sache der „Volksaufklärung“ gar nichts gemein hatten. So wurde z. B. in den Flitterwochen des Alexander'schen Liberalismus, im Jahre 1861, zum Kurator des Petersburger Lehrbezirktes der kaukasische General Philippson ernannt (zur selben Zeit wurde Minister der Volksaufklärung — der Admiral Putjatin). Die natürliche Folge davon waren die Studenten-„Unruhen“, die bis auf den heutigen Tag mit der Regelmäßigkeit astronomischer Erscheinungen wiederkehren.

Die russische Rechtsprechung war von jeher ebenso durch ihre Bestechlichkeit berüchtigt, wie durch die völlige Unbekanntschaft der Richter mit den Gesetzen, auf Grund deren sie zu erkennen hatten. Die Reform des Gerichtswesens war die harmloseste unter den Reformen Alexanders II. Von den alten korrupten Richtern abgesehen, wurde sie allgemein begrüßt. Wollte man sie aber konsequent durchführen, so mußte unbedingt die Polizei- sowie die administrative Gewalt überhaupt beschränkt werden, welche sich herausnehmen durfte, die gerichtlichen Entscheide auf ihre Weise zu korrigiren. Aber auch das wollte die Regierung des selbstherrlichen Reformators nicht, noch auch konnte sie es wollen. Dies der Grund, warum das reformirte Gerichtswesen in Rußland ein exotisches Gewächs blieb: es paßt zu der allgemeinen Staatsordnung Rußlands, wie etwa ein seidener Cylinderhut zu einem in Thierfellen gekleideten Eskimo.

Betrachten wir nun die letzte Reform, die von den Bedürfnissen der Zeit diktiert und vom „Zaren-Befreier“ verwirklicht worden ist. — Die Regierung sah, daß ihre Mittel nicht einmal hinreichten, um die dringendsten Bedürfnisse des Staates zu decken. Sie beschloß daher, einen Theil der Staatsausgaben auf die Schultern der Lokalverwaltungen abzuwälzen. Regierungsbeamte wären aber der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen gewesen, Mittel zur Bestreitung der lokalen „obligatorischen Ausgaben“ ausfindig zu machen. Auch hatten sie notorisch allzu lange Zinger. Nothgedrungen mußte man sich daher an die Bevölke-

rung wenden, ihr eine lokale „Selbstverwaltung“ oktroyiren, welche allerdings der strengen Kontrolle der Staatsverwaltung unterstellt wurde und blieb. Dabei wurde in den landschaftlichen Behörden dem großen Grundbesitz das Uebergewicht verschafft. Um aber auf der anderen Seite auch die Interessen der damals treibhausmäßig gezüchteten Bourgeoisie zu wahren, wurde den Semstwo die Möglichkeit genommen, industrielle Etablissemments nach eigenem Belieben zu besteuern: die Regierung setzte dafür eine besondere, den großen Unternehmern höchst günstige Norm fest. Schließlich war es der Bauer, der hier, wie überall, alle Kosten zu tragen hatte: die Semstwo besteuerten gewöhnlich den bäuerlichen Grundbesitz viel höher, als den der reichen Grundeigenthümer.

Raum eine Reform zu nennen ist die geringe Milderung der Zensurenbestimmungen, deren Strenge in den letzten Regierungsjahren des Zaren Nikolaus ins Unglaubliche, ins Absurde ging, — bis zum Verbot, den Ausdruck „freier Geist“ in Kochbüchern zu gebrauchen. Immerhin wurde dadurch der Presse die Möglichkeit gegeben, Fragen zu beurtheilen, die zu den Lebzeiten des „Unvergesslichen“ nicht einmal andeutungsweise berühren durfte. Unter Nikolaus würde Tschernischewsky's literarische Thätigkeit gleich mit der ersten der Zensur vorgelegten größeren Abhandlung ein Ende genommen haben.

Soviel über die wichtigsten Reformen Alexanders II. Sehen wir nun, wie sie von den verschiedensten Ständen der russischen Bevölkerung aufgenommen wurden.

In Rußland gab und giebt es vier große Stände: Geistlichkeit, Adel, Kaufmannschaft (die höhere und mittlere Bourgeoisie) und Bauernschaft. Das städtische Kleinbürgerthum bildet unter der „Bezeichnung „Mjeschtsch-anstwo“ einen besonderen fünften Stand. Unter Nikolaus unterscheidete er sich übrigens in seiner rechtlichen Stellung fast durch nichts von den nicht gutsherrlichen Leibeigenen. Die Kleinbürger standen, ebenso gut wie die Staatsbauern, in einem förmlichen Leibeigenschaftsverhältniß zum Staat.

Die Geistlichkeit zerfiel und zerfällt noch in Kloster- und Weltgeistlichkeit. Die höheren kirchlichen Würdenträger werden aus der ersteren genommen; die Mitglieder der letzteren bringen es nie weiter als bis zur

Priesterwürde. Während ferner die Klostergeistlichkeit kolossale Reichtümer besitzt, ist die Weltgeistlichkeit sehr arm. An der Bauernreform war unmittelbar weder die eine noch die andere interessiert: zu jener Zeit hatte die Geistlichkeit nicht mehr das Recht, „leibeigene Seelen“ zu besitzen. Die Weltgeistlichkeit begrüßte indes im Allgemeinen mit Freuden den Sturz einer Ordnung, die selbst die Bischöfe mit dem Kasernengeist erfüllte, so daß sie eine wahrhaft militärische Disziplin unter der Geistlichkeit einzuführen suchten. Zudem eröffnete das mit den Reformen erwachende öffentliche Leben den Kindern der Weltgeistlichen\* ganz neue Bahnen. Unter der studirenden Jugend, ja auch in der Literatur jener Zeit spielten die „Seminaristen“ (Söhne der Geistlichen) eine durchaus hervorragende und höchst radikale Rolle.

Die Interessen des Adels wurden durch die „Befreiung“ der Bauern wesentlich berührt. Gegen die Aufhebung der veralteten Leibeigenschaft lehnten sich zwar bloß die unwissendsten und am meisten zurückgebliebenen Gutsherren auf. Die Frage nach dem Wie der Reform war dagegen für den gesammten Adel von höchster Wichtigkeit. Die Gutsherren-Partei wollte, wie bereits erwähnt, die Bauern ohne Land befreit wissen, was aber die Regierung nicht zugeben konnte. Daher nun die oppositionelle Stimmung des Adels. „Die große Krone des Zaren — meinten die Gutsherren — setzt sich zusammen aus unseren Kleinen Kronen: „indem der Zar unsere Kronen zerbricht, zerbricht er zugleich auch seine eigene Krone.“ Bei den meisten klangen diese Worte wie eine schadenfrohe Prophezeiung. Es gab aber auch unter dem Adel eine liberale Minderheit, die, ohne gegen den Reformplan der Regierung gestimmt zu sein, darnach trachtete, „die gesammte Ordnung des russischen Staates mit dieser Umwälzung in Einklang zu bringen, und die zu diesem Zwecke, nach rücksichtsloser Aufdeckung aller Mißstände in der Administration, im Gerichts-, Finanzwesen u. s. f., die Einberufung einer Nationalversammlung (Семскъ Собор), als des einzigen Rettungsmittels für Rußland, fordert, — mit einem Wort, der Regierung klar zu machen sucht, daß sie das

---

\* Bekanntlich ist für die russische Weltgeistlichkeit nicht das Zölibat, sondern vielmehr die Ehe obligatorisch.



von ihr begonnene Werk fortsetzen muß".\* Im Februar 1862 erklärte sich die Adelsversammlung des Gouvernements Lwow in einer an den Kaiser gerichteten Adresse für die Einberufung einer Nationalversammlung. Ähnliche Adress-Entwürfe beschäftigten den Adel auch in anderen Gouvernements. Ja, man trug sich sogar mit dem Gedanken an eine gemeinsame, von Angehörigen verschiedener Stände zu unterzeichnende Adresse. Die Regierung unterdrückte indeß ohne Mühe die konstitutionellen Gelüste des Adels. Die von ihr befreiten Sklaven wären auf den ersten Wink bereit gewesen, alle etwaigen praktischen Versuche der Sklavenhalter von gestern zu nichte zu machen.

Die Kaufmannschaft — die höhere und mittlere Bourgeoisie — jubelte allen Reformen des „Befreiers“ zu: sie fühlte, daß nunmehr ihre Zeit gekommen sei, und verspürte gar keine Neigung, Opposition zu machen.

Ueber die Stimmung der Bauernschaft zur Zeit des Krimkrieges haben wir bereits gesprochen. So lange die Regierung nicht an die Aufhebung der Leibeigenschaft ging, konnte man eine stetige Zunahme und Steigerung der Gährung unter den Bauern erwarten. Sobald aber das „Emancipations“-Werk begonnen wurde, warteten die Bauern dessen Vollendung geduldig ab. Es fragte sich nur, wie sie die ihnen von der Regierung oktroyirte „Freiheit“ aufnehmen würden. Wie, wenn sie eine andere, vollständigere Freiheit verlangen sollten? — Das befürchteten der Zar, die Beamten und die Adelligen, darauf rechneten die damaligen Revolutionäre.

Die revolutionäre Partei jener Zeit rekrutirte sich vorzugsweise aus den sogenannten Kasnotschinzi (Deklassirte, eigentlich „Leute verschiedener Stände“). Um die Entstehungsgeschichte dieser Bevölkerungsschicht kennen zu lernen, muß man wissen, daß in Rußland die ständischen Rechte nur im Adel, Kleinbürgerthum und in der Bauernschaft erblich sind. Die „Rechte“ der letzteren sehen freilich bis heute einer völligen Rechtlosigkeit sehr ähnlich, dies ändert jedoch an der Sache nichts. Ein Bauernsohn mag was für eine Beschäftigung wählen, er bleibt Bauer, außer

---

\* Aus einem Brief von J. S. Turgenjew an Herzen vom 8. Oktober 1862.

wenn er im Staatsdienst einen „Tschin“ (Grad in der Beamtenhierarchie) erhält oder sich in die Kaufmannsgilde aufnehmen läßt, was Jedermann gestattet ist, der das nöthige Geld hat, um den Gildenschein zu bezahlen, oder wenn er endlich zu einer städtischen Kleinbürgergemeinde „zugezählt“ wird. Ebenso bleibt der Sohn des Adeligen\* Edelmann, mag er auch den Boden pflügen oder Lafai werden. Nicht so die Söhne der Geistlichen und Kaufleute. Der Kaufmannssohn bleibt Glied des Kaufmannsstandes nur dann, wenn er den Gildenschein bezahlt, sonst tritt er in die Kategorie der Kasnotschinzi ein. Kasnotschinez wird auch der Sohn des Geistlichen, der den väterlichen Beruf nicht hat ergreifen wollen. Die Rechtlosigkeit der „Kleinbürger“ ist zwar ebenso erblich, wie die Rechte der Adeligen; indeß schon die Verschiedenartigkeit der kleinbürgerlichen Berufsarbeiten bringt die Angehörigen dieses „Standes“ den Kasnotschinzi nahe. Kasnotschinzi werden de facto alle diejenigen, deren Thätigkeit außerhalb des Rahmens der ständischen Gliederung fällt.

Die Kasnotschinzi waren stets sehr zahlreich. Ohne sie wären viele Funktionen der Staatsmaschine und des öffentlichen Lebens unmöglich. Allein vor den Reformen befand sich der Kasnotschinez in einer sehr gedrückten Stellung, auch war er sehr mangelhaft gebildet. Immer und überall mußte er den Angehörigen der bevorrechteten Stände den Vortritt lassen. Erst die Reformen, die neue gesellschaftliche Verhältnisse ins Leben gerufen hatten, brachten den Kasnotschinez zur Geltung. Nunmehr konnte er als Ingenieur, Rechtsanwalt oder Arzt sich eine Lebensstellung sichern, die jedenfalls bei Weitem günstiger war, als beispielsweise die Stellung eines ländlichen Kirchendieners. So strömten denn die Kasnotschinzi haufenweise in die Lehranstalten und mit ihnen zugleich die Kinder des verarmten Landadels.

Der gebildete Kasnotschinez besaß nicht die dem Edelmann eigenthümliche weltmännische Politur. Er kannte keine fremden Sprachen, seine literarische Bildung ließ gar manches zu wünschen übrig. In einem

---

\* Allerdings giebt es in Rußland — unter den Beamten — einen „persönlichen“ Adel; schon die Bezeichnung aber zeigt, daß dessen Standesrechte nicht erblich sind.

Punkt wenigstens war er jedoch dem träge gewordenen Edelmann unzweifelhaft überlegen: genöthigt, von frühester Jugend auf hart um seine Existenz zu kämpfen, war er unvergleichlich energischer. Freilich machte sich und macht sich noch diese Eigenschaft der Kasnotschinez dem russischen Volke mitunter in peinlicher Weise fühlbar. Der Kasnotschinez kämpft als Beamter gegen den „freien Geist“ mit viel mehr Ausdauer, als der Beamte aus dem Adel. Als Grundbesitzer versteht sich der Kasnotschinez besser auf die Ausbeuthung des armen Bauern, als der „gnädige Herr“ alten Schlages. Der Kasnotschinez ist aber auch unvergleichlich ausdauernder und geschickter im Kampf mit der Regierung, sobald er in Opposition zu ihr tritt. Und zwar geschieht letzteres sehr häufig. — Beaumarchais läßt Figaro sagen, er habe „blos um existiren zu können“ (rien que pour exister), mehr Geist nöthig, als erforderlich ist, um „ganz Spanien zu regieren“ (pour gouverner toutes les Espagnes). Dasselbe könnte auch der russische Kasnotschinez von sich sagen, der es obendrein mit einer viel despotischeren und rücksichtsloseren Regierung zu thun hat, als die französische Regierung der guten alten Zeit war. Als Angehöriger eines „freien Berufs“, bedarf er vor Allem der Freiheit, während ihm auf Schritt und Tritt eine grenzenlose Polizeiwillkür entgegentritt. Kein Wunder also, daß die „negative Richtung“ in den Reihen der Kasnotschinzi den günstigen Boden findet. Und zwar bleibt er in seiner „Negation“ bei der dem Edelmann eigenthümlichen witzigen, aber oberflächlichen *Médisance* nicht stehen. Nicht umsonst hat ihn der elegante, allseitig gebildete und liberale Edelmann Turgenejew „Nihilist“ benannt: in seiner „Negation“ schreckt er wirklich vor nichts zurück, — von Worten geht er rasch zu Thaten über. Der gebildete Kasnotschinez — das ist der Bote des neuen Rußland, der der alten Ordnung den Krieg auf Leben und Tod erklärt und in diesem Krieg die gefahrvolle Rolle des Vorpostens übernommen hat.

Bis zum Ende der siebziger Jahre war die Geschichte der russischen revolutionären Bewegung vorzugsweise die Geschichte des Kampfes dieser Bevölkerungsschicht gegen den Zarismus. Nunmehr kommen dem Kasnotschinez neue Kräfte zu Hilfe; nunmehr wird allmählig die Arbeiterklasse in den Kampf hineingezogen, die Proletarier der Handarbeit, deren Zahl im-

mer mehr anwächst, und die bereits beginnen, sich ihrer politischen Aufgabe bewußt zu werden.\* Indeß, zu der in Frage stehenden Zeit waren die Kämpfer dieser Art im wahren Sinne des Wortes erst in statu nascendi begriffen, auf sie war noch nicht zu rechnen: der Kasnotschinez mußte, so gut es ging und gehen konnte, auf eigene Hand den Kampf beginnen und führen.

Sehen wir uns nun den Komplex der Ideen an, unter deren Banner der Befreiungskampf in Rußland eingeleitet wurde. — Unter Nikolaus durfte die russische Literatur keine politischen und gesellschaftlichen Fragen behandeln. Sie mußte sich <sup>21</sup>nothwendigerweise auf die „schöne Literatur“ und deren Kritik beschränken. Aber auf diesen Gebieten leistete sie allerdings sehr viel. Zu jener Zeit wirkte der russische Lessing, Bjeliniskij, schrieb Gogol seine unsterblichen Werke, reiften die besten Romandichter Rußlands heran. Bis auf den heutigen Tag ist alles Hervorragende, was in Rußland auf dem Gebiete der Belletristik und Kritik geleistet wird, eigentlich die Vollstreckung des literarischen Vermächtnisses der vierziger Jahre. Stand somit die literarische Reife Rußlands schon damals unzweifelhaft fest, so war dessen politische Reife noch Sache der Zukunft. Gesellschaftlich=politische Themata wurden damals fast nur in den erbitterten Debatten gestreift, welche die Slavophilen mit den „Occidentalen“ (Zapadniki) über die Frage führten, ob Rußland die Bahnen der allgemein=europäischen Entwicklung zu wandeln habe oder nicht. Die „Occidentalen“ bejahten diese Frage, die Slavophilen dagegen suchten nachzuweisen, daß Rußland eine eigene Zivilisation unter dem Schirm des griechisch=russischen Gottes und des rein=russischen Zaren schaffen müsse. Die Streitfrage war von höchster Wichtigkeit, sie gab Veranlassung zu mancher glänzenden und inhaltreichen Abhandlung; allein ihre endgiltige Lösung war unmöglich, einmal weil die Zensur den Streitenden nicht erlaubte, über die unklarsten Andeutungen hinauszugehen, und dann, weil — und das war das Wichtigste — keine der streitenden Parteien über

---

\* Vergl. den vortrefflichen Artikel von B. Axelrod: „Das politische Erwachen der russischen Arbeiter“, „Neue Zeit“, X. Jahrg., Nr. 28—30.

das zur richtigen Beleuchtung der Streitfrage unentbehrliche Thatfachen-Material verfügte.

Die vorgeschrittenene Russen der Nikolaus'schen Zeit gingen in ihren literarischen und politischen Erörterungen von der Philosophie Hegel's aus. Eine Zeitlang herrschte der berühmte deutsche Denker in Rußland ebenso unbeschränkt, wie der Petersburger Kaiser, — mit dem einzigen Unterschied allerdings, daß Hegel's Autokratie nur in kleinen und wenig zahlreichen philosophischen Zirkeln anerkannt war, während Nikolaus' Autokratie sich — nach dem Ausdruck des russischen Dichters Puschkin — „von den kalten finnischen Felsen bis zur glühenden Kolchis“ erstreckte. Und man muß gestehen, daß Hegel den Russen mitunter schlimmer „mitspielte, als Nikolaus. Die schlecht verstandene, oder richtiger total mißverstandene Lehre von der Vernünftigkeit alles Wirklichen erschien den russischen Hegelianern wie eine Art Nikolaus'scher Gendarmerie. Indesß durfte man den Nikolaus'schen Gendarmen hassen, man durfte ihn hinter das Licht führen. Wie sollte sich aber der russische Hegelianer dazu entschließen können, den geistigen Gendarmen zu hintergehen, der über ihn — wie er glaubte — von seinem freiwillig gewählten Meister gesetzt worden sei? — Das war eine ganze Tragödie, welche mit der Auflehnung gegen die „Metaphysik“ im Allgemeinen und Hegel im Besonderen endete.

Die russische „Wirklichkeit“ — Leibeigenschaft, Despotismus, Allmacht der Polizei, Zensur u. s. f. u. s. f. — schien den vorgeschrittenen Männern jener Zeit niederträchtig, ungerecht, unerträglich. Mit unwillkürlicher Sympathie gedachten sie des kurz vorher gemachten Versuches der Defabrikanten, diese Wirklichkeit umzugestalten. Wenigstens die Begabtesten unter ihnen begnügten sich aber weder mit der abstrakten Negation des achtzehnten Jahrhunderts, noch mit der aufgeblasenen, selbstüchtigen, beschränkten Negation der Romantiker. Hegel hatte sie eben theoretisch anspruchsvoller gemacht. Sie wußten, daß die Geschichte ein gesetzmäßiger Prozeß, daß der Einzelne ganz ohnmächtig ist, wenn er mit den gesellschaftlichen Bewegungsgesetzen in Konflikt geräth. Sie sagten sich: „Entweder mußt Du die Vernünftigkeit Deiner Negation beweisen, sie durch den unbewußten Gang der gesellschaftlichen Entwicklung rechtfertigen, oder aber auf sie verzichten, als auf eine persönliche Grille, eine kindische Lau-

ne.“ Allein die Negation der russischen Wirklichkeit selbst theoretisch rechtfertigen, hieß eine Aufgabe lösen, der Hegel selbst nicht gewachsen wäre. Nehmen wir beispielsweise die russische Leibeigenschaft. Die Negation derselben rechtfertigen, hieß den Beweis liefern, daß sie sich selbst negirt, d. h. daß sie nicht mehr die gesellschaftlichen Bedürfnisse befriedigt, welche sie einst ins Leben gerufen hatten. Welchen gesellschaftlichen Bedürfnissen verdankte nun die russische Leibeigenschaft ihre Entstehung? Den ökonomischen Bedürfnissen des Staates, der an Entkräftung zu Grunde gegangen wäre, hätte er nicht den Bauer zum Leibeigenen gemacht. Es galt demnach zu zeigen, daß die Leibeigenschaft im neunzehnten Jahrhundert die ökonomischen Bedürfnisse des Staates nicht nur nicht mehr befriedigte, sondern geradezu der Befriedigung derselben hinderlich war. Das wurde später in der überzeugendsten Weise durch den Krimkrieg bewiesen. Aber, wiederholen wir, dies theoretisch zu beweisen, wäre selbst Hegel nicht im Stande gewesen. Dem Sinn seiner Philosophie gemäß waren zwar die Wurzeln der historischen Bewegung jeder Gesellschaft in deren innerer Entwicklung zu suchen, — womit die wichtigste Aufgabe der Gesellschaftswissenschaft richtig bezeichnet wurde. Allein Hegel selbst konnte nicht anders, als dieser höchst richtigen Ansicht widersprechen. Als „absoluter“ Idealist betrachtete er die logischen Eigenschaften der „Idee“ als die Grundursache aller Entwicklung, somit auch der historischen Bewegung. Und jedesmal, wenn er es mit einer großen historischen Frage zu thun hatte, berief er sich vor Allem auf jene Eigenschaften der „Idee“. Letzteres hieß aber den historischen Boden verlassen und freiwillig sich jede Möglichkeit nehmen, die wirklichen Ursachen der historischen Bewegung aufzudecken. Als ein Mann von riesiger, wahrhaft seltener Denkkraft, fühlte er nun freilich selbst, daß die Sache nicht stimmen wolle, daß seine Erklärungen eigentlich gar nichts erklärten. Er beeilte sich daher, nachdem er der „Idee“ den gebührenden Respekt gezollt, auf den konkreten historischen Boden herabzusteigen, um die reellen Ursachen der gesellschaftlichen Erscheinungen nicht mehr in den Eigenschaften der Idee, sondern in ihnen selbst zu suchen, in den Erscheinungen, mit deren Erforschung er sich jeweils beschäftigte. Dabei äußerte er sehr häufig höchst geniale Vermuthungen (indem er die ökonomischen Ursachen der histori-

schen Bewegung durchschaute). Allein es waren eben doch bloße Vermuthungen. Ohne feste systematische Grundlage spielten sie keine wichtige Rolle in den historischen Ansichten Hegel's und seiner Schüler. Zur Zeit, da sie geäußert wurden, beachtete man sie gar nicht. — Die der Gesellschaftswissenschaft dieses Jahrhunderts von Hegel vorgezeichnete große Aufgabe blieb ungelöst: die wirklichen, inneren Ursachen der historischen Bewegung der Menschheit blieben unentdeckt. Und selbstverständlich war Rußland nicht das Land, wo sie entdeckt werden konnten. Die gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands waren zu unentwickelt, der gesellschaftliche Stillstand wurzelte dort zu fest, als daß die gesuchten Ursachen dort an die Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens hätten treten können. Sene Ursachen wurden entdeckt von Marx und Engels in Westeuropa, in einer ganz anderen sozialen Umgebung. Indes auch das geschah etwas später, zu der in Frage stehenden Zeit waren auch die westeuropäischen radikalen Hegelianer noch in den Widersprüchen des Idealismus verstrickt. Nach all' dem Gesagten wird es einleuchten, warum die jungen russischen Schüler Hegel's mit einer völligen Versöhnung mit der russischen „Wirklichkeit“ anfangen mußten, einer „Wirklichkeit“, die, nebenbei gesagt, so niederträchtig war, daß Hegel selbst sie nie und nimmer als „wirklich“ anerkannt hätte: da sie ihr negatives Verhalten zu dieser Wirklichkeit theoretisch nicht rechtfertigen konnten, verlor es in ihren Augen jede vernünftige Existenzberechtigung. Sie verzichteten daher auf ihre Negation und brachten selbstlos ihre sozialen Bestrebungen ihrem philosophischen Gewissen zum Opfer. Auf der anderen Seite sorgte aber die Wirklichkeit selbst dafür, daß sie wieder gezwungen wurden, jenes Opfer zurückzunehmen. Alltätlich und allstündlich führte ihnen die Wirklichkeit ihre eigene Niederträchtigkeit vor Augen und Zwang sie, die Negation um jeden Preis festzuhalten, d. h. selbst dann, wenn diese theoretisch nicht hinreichend begründet war. So gaben sie denn dem Drängen der Wirklichkeit nach und nahmen ihr gegenüber eine feindliche Haltung ein, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob dies dem Geist der Hegel'schen Philosophie entsprach oder nicht. Die russischen Hegelianer lehnten sich also gegen ihren Meister auf und fingen an, dessen noch vor Kurzem in ihren Augen so ehrwürdige „philosophische Nachtmütze“ mit Spott zu überschütten. Diese Auflehnung

war nun freilich unter den damaligen Umständen unleugbar etwas durchaus <sup>25</sup>Lobenswerthes. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die vorgeschrittenen Männer Rußlands eben dadurch zugleich das Niveau ihrer theoretischen Anforderungen herabgedrückt und den Gedanken aufgegeben hatten, ihre Negation durch den objektiven Gang der gesellschaftlichen Entwicklung zu rechtfertigen, indem sie sich damit begnügten, daß ihre Negation ihrer persönlichen Stimmung entsprach. Auf diese Weise haben sich also die Gegner der russischen „Wirklichkeit“ auf den utopistischen Standpunkt gestellt, an welchem nach ihnen gar manche russische Revolutionäre festhielten. Erst jetzt, unter dem Einfluß der Lehren von Marx und Engels, macht sich in Rußland ein gewisser Umschwung zum wissenschaftlichen Sozialismus bemerkbar. Zu der in Frage stehenden Zeit, d. h. im Anfang der Regierungszeit Alexanders II., gingen selbst die talentvollsten Vertreter des revolutionären Gedankens in Rußland nicht über den utopischen Sozialismus hinaus, und sie konnten auch nicht darüber hinausgehen.

Der utopische Sozialismus verstand es bekanntlich durchaus nicht, dem Proletariat irgendwie bestimmte politische Aufgaben zu setzen. Sah er doch im Proletariat weiter nichts als eine unterdrückte und leidende Masse, die unfähig sei, ihre Sache selbst zu betreiben. Dies war die schwächste Seite des utopischen Sozialismus in politischer Beziehung, diejenige Seite, die in der vormarxistischen Periode der gesammten sozialistischen Bewegung scharf hervortritt. In Rußland äußerte sich nun diese schwache Seite des utopischen Sozialismus darin, daß dessen Anhänger in ihrem Verhalten zum Zarismus fortwährend schwankten und noch bis heute schwanken. Bald glaubten sie, sie sollten „die Todten ihre Todten begraben lassen“ und nur für die Verwirklichung ihrer mehr oder weniger sozialistischen „Ideale“ arbeiten, dabei alles ignorirend, was auch nur entfernt nach „Politik“ roch. Bald schwärmten sie umgekehrt von „rein politischen“ Verschwörungen, und salvirten ihr sozialistisches Gewissen mit der Erwägung, daß ja das russische „Volk“ auch ohne jegliche sozialistische Propaganda stets „von Natur aus“ kommunistisch war und sein wird. Diese wohlthunende Ueberzeugung stützte sich auf die in Rußland existirende <sup>26</sup>Landgemeinde mit periodischen Umtheilungen, welche der Deutsche Hart-



hausen — übrigens dank den Anregungen durch die Slavophilen — entdeckt hatte.

„Die materialistische Lehre, — schrieb Marx im Frühjahr 1845\* —, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden, und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß. Sie kommt daher mit Nothwendigkeit dahin, die Gesellschaft in zwei Theile zu sondern, von denen der eine über der Gesellschaft erhaben ist (z. B. bei Robert Owen).“ — Die russischen Anhänger des utopischen Sozialismus stellten sich stets in ihren Programmen über die Gesellschaft, was ihnen denn auch viel Mißgeschick und viele Enttäuschungen einbrachte.

Der Leser begreift, daß die zitierten Worte von Marx sich nicht auf den — gerade mit Marx' Namen eng verknüpften — modernen dialektischen Materialismus beziehen, sondern auf den alten metaphysischen Materialismus, der weder die Natur, noch die gesellschaftlichen Verhältnisse vom historischen Standpunkt aufzufassen vermocht hat. Dieser Materialismus war es nun, der in Rußland zu Ende der fünfziger Jahre sich sehr stark auszubreiten begann. Die Namen von Karl Vogt, Büchner, Moleschott gelangten damals zu einer ehrenvollen Berühmtheit, während die deutschen idealistischen Philosophen als Reaktionäre verschrieen wurden. Mit besonderer Erbitterung wandte sich nunmehr das „Proletariat der Intelligenz“ Rußlands gegen Hegel. Das war jedoch ein Extrem, von dem sich die gebildetsten Vertreter der Geschichte der deutschen Philosophie bekannt waren, achteten nach wie vor in Hegel den großen Denker, obwohl sie allerdings für seine Philosophie nichts weniger als begeistert waren. Für sie war damals die erste philosophische Autorität Feuerbach. — Feuerbach steht nun zwar weit über Vogt oder Moleschott. Er fühlte instinktiv die Mängel des von ihnen gepredigten Materialismus heraus. Allein er vermochte nicht, diese Mängel kritisch zu überwinden, sich zur dialektischen Auffassung der Natur und Gesellschaft emporzuarbeiten: „Er geht vom Menschen aus; aber von der Welt, worin dieser Mensch lebt, ist

---

\* Siehe Anhang zu „Ludwig Feuerbach“ von Fr. Engels, S. 37.

absolut nicht die Rede, und so bleibt dieser Mensch stets derselbe abstrakte Mensch, der in der Religionsphilosophie das Wort führte. Dieser Mensch ist eben nicht aus dem Mutterleib geboren, er hat sich aus dem Gott der monotheistischen entpuppt, er lebt daher auch nicht in einer wirklichen, geschichtlich entstandenen und geschichtlich bestimmten Welt; er verkehrt zwar mit anderen Menschen, aber jeder andere ist ebenso abstrakt wie er selbst.\*

Es ist demnach klar, daß Feuerbach's Philosophie nicht im Stande war, den gebildeten Rasnotschinzi der fünfziger Jahre die schwache Seite des utopischen Sozialismus aufzudecken. Und über Feuerbach ging zu jener Zeit in Rußland Niemand hinaus. Die historischen Anschauungen von Marx und Engels waren dort noch ganz unbekannt. Zwar wurde Darwin's Werk über die Entstehung der Arten sehr bald nach dessen Erscheinen ins Russische übersetzt; aber die „Proletarier der Intelligenz“ benützten es ausschließlich als eine Waffe im Kampfe gegen die religiösen Vorurtheile. Die „Proletarier der Intelligenz“ blieben auf lange Zeit hinaus tief im einseitigen metaphysischen Materialismus stecken.

Ueberdies müssen wir darauf hinweisen, daß die ökonomischen Kenntnisse nicht nur des lesenden Publikums, sondern auch der gebildetsten Schriftsteller der vierziger Jahre äußerst dürftig waren. Bjelinsky berührte nie ökonomische Fragen in seinen Abhandlungen, und Herzen beharrte bis zu seinem Tode in der Ueberzeugung, daß Broudhon ein großer Ökonom gewesen sei. Im Anfang der sechziger Jahre wurde zwar die politische Ökonomie in Rußland förmlich zu einer Mode-Wissenschaft, allein die <sup>26</sup>Begeisterung konnte nicht die mangelnden positiven Kenntnisse ersetzen: die ersten Versuche auf dem Gebiete dieser Wissenschaft waren nothwendig utopischer Art.

Engels bemerkt irgendwo, die „Liebe“ habe den deutschen Sozialisten der utopischen Periode über allerhand theoretische Schwierigkeiten hinweggeholfen. Dasselbe trifft in bedeutendem Maße auch auf die „Proletarier der Intelligenz“ Rußlands zu, — nur daß dort, wo die „Liebe“ den Dienst versagte, jene abstrakte „Vernunft“ herbeigeholt wurde, die das hervorstechende Merkmal aller Aufklärungsperioden bildet. Vom Stand-

---

\* Fr. Engels, a. a. O., 3. Kap.

punkt dieser Vernunft wurden leicht und rasch die Schwierigkeiten gesellschaftlichen Fragen gelöst. — Buschkin erzählt von einer hochgesellschaftlichen alten russischen Dame, die den bekannten französischen Revolutionär Komme in ihrer Jugend kannte, sie habe sich über diesen geäußert, wie folgt: „C'était une forte tête, un grand raisonneur; il vous aurait rendu claire l'apocalypse.“ Solche „fortes têtes“ und „grandes raisonneurs“ waren nun auch die russischen Aufklärer der ersten Regierungsjahre Alexanders II. Sie hätten, ebenso gut wie Komme, die Apokalypse erklären können, ohne auf den Gedanken zu kommen, sie vom historischen Standpunkte aus zu betrachten.

## I.

So war die historische Umgebung beschaffen, in der Tschernischewsky leben und wirken sollte. Sehen wir nun, wie er lebte und — vor Allem — wie er wirkte.

Nikolaus Gawrilowitsch Tschernischewsky wurde als Sohn eines Dom-priesters zu Saratow 1829 geboren. Zuerst besuchte er das Seminar seiner Vaterstadt, später kam er an die Petersburger Universität, woselbst er seine Studien im Jahre 1850 an der philologischen Fakultät absolvirte. Einige Zeit nachher bekam er eine Lehrerstelle am zweiten Petersburger Kadettenkorps, dann ließ er sich als Lehrer an das Gymnasium zu Saratow versetzen. Dort, in seiner Vaterstadt, verheirathete er sich bald, wenn wir nicht irren, mit der Schwester des jetzt sehr bekannten gelehrten Schriftstellers Hypin. Dem jungen Tschernischewsky behagte aber offenbar die dumpfe Luft der Provinz nicht; so finden wir ihn denn schon im Jahre 1853 wieder in Petersburg, wo er noch einmal — übrigens nur vorübergehend — Unterrichtsstunden am zweiten Kadettenkorps ertheilt und daneben auch Uebersetzungen und Rezensionen für die damals von Krajewsky und Dudychkin redigirte monatliche Revue „Detschestwennja Sapiski“ (Vaterländische Annalen) liefert. Wir werden wohl schwerlich fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Tschernischewsky in dieser Uebergangsperiode seines Lebens viel Noth und Entbehrungen zu leiden hatte. War er doch damals ein einfacher literarischer Tagelöhner, und bekanntlich wird literarische Tagelöhnerarbeit in keineswegs beneidenswerther Weise bezahlt. Andere Existenzmittel besaß aber Tschernischewsky nicht, seitdem er seine pädagogische Thätigkeit aufgegeben. Doch er war jung, gesund und schreckte vor keiner Arbeit, vor keiner Anstrengung zurück. Neben der nothwendigen literarischen Erwerbsarbeit beschäftigte ihn auch noch seine Magisterdissertation über „Das ästhetische Verhältniß der Kunst zur Wirklichkeit“. Mit seinem Wissen, seinen Fähigkeiten, seinem beispiellosen Fleiß und der seltenen Gabe, selbst die trockensten und schwierigsten Themata populär darzustellen, hätte er auf eine glänzende Gelehrtenkarriere rechnen können. Er brauchte nur zu wollen — und ein Katheder war ihm sicher. Aber er strebte nach etwas Anderem. Er wollte Kritiker und Publizist werden. Wie streng auch die russische Zensur war, so

war doch in Aller Gedächtniß das Beispiel Bjelinskij's,\* der es nicht nur verstanden hatte, trotz aller Schlagbäume der Zensur, in der Literatur eine Menge der wichtigsten Wahrheiten in Umlauf zu bringen, sondern der auch die russische Kritik auf einen ganz neuen theoretischen Boden gestellt hat. Tschernischewskij liebte und verehrte diesen Schriftsteller außerordentlich. Kein Wunder also, daß er in dessen Fußstapfen treten wollte, um nach Kräften und Möglichkeit sein Werk fortzusetzen. Zudem hatte Nikolaus Gamrilowitsch seine eigenen (im Grunde durchaus richtigen) Ansichten über die Aufgaben der Männer, die für das Wohl Rußlands arbeiten wollen. Diese Ansichten ließen ihn nun keinen großen Werth auf die rein akademische Thätigkeit in seinem Lande legen. „Vielen der großen Gelehrten, Dichter, Künstler“ — schreibt er — „dienten der reinen Wissenschaft oder der reinen Kunst, und nicht irgendwelchen ausschließlichen Bedürfnissen ihres Landes. Bacon, Descartes, Galilei, Leibniz, Newton, Humboldt und Liebig, Cuvier und Faraday, arbeiteten stets im Dienste der Wissenschaft überhaupt, ohne daran zu denken, was gerade zur gegebenen Zeit dem Wohl eines bestimmten Landes, nämlich ihres Vaterlandes, förderlich wäre. ... In ihrer Eigenschaft als wirkende Kräfte in der Gedankenwelt sind sie Kosmopoliten.“ In einer anderen Lage befinden sich nach seiner Meinung die intellektuellen Arbeiter in Rußland. Diese dürfen noch keine Kosmopoliten sein, d. h. sie dürfen noch nicht sich der reinen Wissenschaft oder der reinen Kunst hingeben. Den Verhältnissen ihres Landes gemäß müssen sie in diesem Sinne „Patrioten“ sein, d. h. sie haben in erster Linie an die speziellen Bedürfnisse ihres Landes zu denken. Das Ideal eines solchen „Patrioten“ ist für Tschernischewskij Peter der Große, welcher sich die Aufgabe stellte, Rußland mit allen Wohlthaten der europäischen Zivilisation zu beglücken.“ Tschernischewskij hielt dieses Ziel auch für seine Zeit noch lange nicht für vollkommen erreicht: „Bis jetzt ist der einzige Dienst, den ein Russe den erhabenen Ideen der

\* W. G. Bjelinskij (1811—1848) war ein berühmter russischer Kritiker, der für die russische Literatur vielleicht noch mehr gethan hat, als Lessing für die deutsche.

\*\* Man muß dabei im Auge behalten, daß er dies in einer der Zensur unterworfenen Zeitschrift schrieb. Die Hinweise auf Peter den Großen sollten vor Allem die Wachsamkeit des Zensors einschläfern.

Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft leisten kann, — die Mitwirkung an deren Verbreitung in seinem Vaterland. Mit der Zeit werden auch bei uns, wie bei den anderen Völkern, Denker und Künstler erscheinen, die rein nur im Interesse der Wissenschaft wirken werden; aber so lange wir nicht an Bildung den vorgeschrittensten Nationen gleichstehen, hat Jeder von uns eine andere, näherliegende Arbeit — das ist, nach Kräften die weitere Entwicklung dessen zu fördern, was von Peter dem Großen begonnen wurde. Dieses Werk nimmt bis heute und wird wahrscheinlich noch auf lange Zeit hinaus in Anspruch nehmen alle geistigen und moralischen Kräfte der begabtesten Männer unseres Vaterlandes.“ Tschernischewsky wollte nun eben seine Kräfte der Verbreitung der erhabenen Ideen der Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft in seinem Vaterlande widmen.

Er wurde Schriftsteller. — Durch seine Dissertation hatte er die Aufmerksamkeit der Redaktion des seit 1847 von Panajew und dem Dichter Nekrassow herausgegebenen „Sowremennik“ auf sich gezogen, und so wurde ihm denn die Stelle eines ständigen Mitarbeiters an dieser Zeitschrift angeboten, ja sogar deren ganzer kritischer Theil seiner Redaktion unterstellt. In der Folge, nämlich im Jahre 1859, da dem „Sowremennik“ erlaubt wurde, auch über Politik zu schreiben, redigirte Tschernischewsky auch den politischen Theil. Er arbeitete wahrhaft unermüdet. Gewöhnlich vertheilten sich seine Abhandlungen unter die verschiedenen Abtheilungen der Zeitschrift folgendermaßen: erstens lieferte er eine Abhandlung über irgend eine theoretische Frage, sodann schrieb er eine politische Rundschau und eine literarische, welche sich mitunter auch auf die ausländische Literatur erstreckte, rezensirte einige neuerschienene Bücher und unternahm endlich, gleichsam zur Erholung und als Amusement, auch noch polemische Ausfälle gegen die gegnerische Presse. Dieser Arbeitsfleiß wurde in bedeutendem Grade durch den Umstand genährt, daß selbst unter den Mitarbeitern des „Sowremennik“, besonders in den ersten Jahren der literarischen Thätigkeit Tschernischewsky's, nur Wenige zu finden waren, die sich zu seinen Anschauungen emporgearbeitet hatten. Im

---

\* „Sowremennik“ (Zeitgenosse) 1856, 4. Buch, Kritik S. 29—31.

Roman „Prolog zu einem Prolog“ sagt der Schriftsteller Wolgin — unter welchem Namen Tschernischewsky sich selbst geschildert hat\* — gerade heraus, er müsse viel schreiben aus Furcht, die übrigen Mitarbeiter möchten dummes Zeug schreiben. Seitdem übrigens Tschernischewsky zum Haupt-Mitarbeiter am „Sowremennik“ geworden war, strömten naturgemäß alle frische aufkeimende literarische Kräfte dieser Zeitschrift zu. So schon 1856 der bald berühmt gewordene Dobroljubow, den Tschernischewsky — übrigens mit allzugroßer Bescheidenheit — weit über sich stellte. — Die Bedeutung der Journalistik war damals in Rußland sehr groß. Während nämlich heutzutage die öffentliche Meinung über die von der Zensur im Zaume gehaltene Presse bedeutend hinaus ist, während andererseits in den vierziger Jahren jene hinter dieser zurückstand, — erscheint das Ende der fünfziger und der Anfang der sechziger Jahre als die Periode der größten Übereinstimmung zwischen der öffentlichen Meinung und der Presse und des größten Einflusses dieser auf jene. Nur unter dieser Bedingung waren jene warme Begeisterung für den Schriftstellerberuf und jener aufrichtige Glaube an die Bedeutung der literarischen Propaganda „möglich, die bei allen hervorragenden Schriftstellern der damaligen Zeit anzutreffen sind. Alles Alte, Traditionelle, von den Vorfahren Ererbte wurde der Kritik unterzogen, alles Neue vom Standpunkt der „Verunft“ beurtheilt, die berufen zu sein schien, sämtliche Anschauungen der russischen Leser vom Grund aus zu verändern, — von den allgemeinsten philosophischen Anschauungen an bis herab zu den Ansichten darüber, ob man Säuglinge wickeln und Schulkinder prügeln solle. Dieser Abschnitt der russischen Geschichte erinnert außerordentlich an jenen Zeitraum in Frankreich, da der große Aufklärer Voltaire über Alles und Jedes schrieb, über Newton's Theorie ebenso gut, wie über Mädchenerziehung.

Tschernischewsky's Zeitschrift stand an der Spitze der damaligen literarischen Bewegung Rußlands. Sie wurde von allen „neuen Menschen“ gierig gelesen, sie war von allen denen, die aus dem einen oder dem anderen Grund jene Bewegung gehemmt wissen wollten, überaus gefürchtet. Die Furcht erzeugt naturgemäß den Haß. Je mehr der Einfluß des

---

\* Tschernischewsky's Vaterstadt, Saratow, liegt an der Wolga.

„*Sowremennik*“ stieg, desto mehr häuften sich die Angriffe von den verschiedensten Seiten gegen diese Zeitschrift im Allgemeinen und gegen Tschernischewsky im Besonderen. Man begann ihre Mitarbeiter als gefährliche Menschen zu betrachten, — als Umstürzler aller „Grundlagen der Gesellschaft“. Einige der „vorgesrittenen Männer“ der vierziger Jahre, ehemalige Freunde des einflußreichsten Schriftstellers jener Zeit, Bjelinsky's, sagten sich vom „*Sowremennik*“ los, als von einem „Nihilisten“-Organ, hoch und laut behauptend, daß Bjelinsky nie und nimmer dessen Richtung gebilligt hätte. Dasselbe that Turgenjew,\* und fast ebenso sehr auch der slavophil-radikale Herzen, der in seinem Londoner „*Kolokol*“ (Glocke) die „galligen Menschen“ angriff, denen man es nie recht machen könne. Der „*Sowremennik*“ blieb seinerseits selbstverständlich die Antwort nicht schuldig. Er antwortete den Angreifern mit scharfen polemischen Artikeln und persiflierte sie außerdem in einer besonderen Beilage, betitelt „*Swistok*“ (Pfeife). Hier schrieb mitunter auch Tschernischewsky; die Hauptrolle gehörte jedoch Dobroljubow, der darin höchst talentvolle Parodien in Versform auf die schwulstigen Redereien der „*Staatsretter*“ veröffentlichte. Diese versuchten allerdings den „*Sowremennik*“ mit derselben Waffe zu bekämpfen, sie mußten sich aber gar bald davon überzeugen, daß sie die Lacher nicht auf ihrer Seite hatten.

Tschernischewsky ging ganz im literarischen Kampf auf, so daß die Geschichte dieser Periode seines Lebens nichts Anderes ist, als die Geschichte seiner literarischen Thätigkeit. Selbstredend werden wir diese nicht mit Stillschweigen übergehen, vorerst wollen wir jedoch betrachten, wie er die Ideen der „Wahrheit, Kunst und Wissenschaft“ auffaßte, welche er im „*Sowremennik*“ niederlegte und vertheidigte.

Seinen philosophischen Anschauungen nach war er ein Anhänger Feuerbach's, dem er die größte Achtung zollte; er stellte ihn Hegel an die Seite, was sehr viel sagen will, da er, ungeachtet des immer mehr um sich greifenden Vorurtheils der „*Proletarier der Intelligenz*“, Hegel für einen

---

\* Tschernischewsky erzählt, Turgenjew habe immerhin ihn selbst halb und halb leiden möchten, den Dobroljubow dagegen schon ganz und gar nicht. „Sie sind eine gewöhnliche Schlange, Dobroljubow aber ist eine Brillenschlange“, pflegte er ihm zu sagen.



der genialsten Denker aller Zeiten und Völker hielt.\* Als Anhänger Feuerbach's war er nun Gegner des philosophischen Idealismus und Dualismus. „Als Prinzip einer philosophischen Auffassung des menschlichen Lebens — schreibt er in seiner Abhandlung „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“ — dient die Idee der Einheit des menschlichen Organismus, die wir den Naturwissenschaften verdanken; durch die Forschungen der Physiologie, der Zoologie und der Medizin ist jeder Gedanke an einen Dualismus im Menschen beseitigt. Die Philosophie sieht im Menschen nur das, was die Medizin, die Physiologie, die Chemie in ihm sehen; diese Wissenschaften beweisen, daß sich kein Dualismus im Menschen offenbart, und — so setzt noch die Philosophie hinzu —, wenn der Mensch außer seiner realen Natur noch eine andere hätte, so würde sie sich in irgend etwas kundgeben, und da dies nicht der Fall ist, da alles, was im Menschen geschieht und sich offenbart, nur eine Folge seiner realen Natur ist — so giebt es auch in ihm keine andere Natur. ...“\*\* Das ist klar genug. Daraus folgt jedoch noch nicht, daß Tschernischewsky Anhänger des Materialismus im modernen Sinne des Wortes war. Selbst Feuerbach war, wie wir wissen, von einer solchen Folgerichtigkeit weit entfernt, und die Fehler des Meisters beeinflussten in eingreifender Weise die Weltanschauung des Schülers.

Tschernischewsky's materialistischer Standpunkt tritt weit mehr hervor in seinen „anthropologischen“, als in seinen historischen Anschauungen. Indem er den Menschen als ein nothwendiges Produkt der jeweiligen Umgebung betrachtet, beurtheilt er sogar jene unschönen Aeußerungen der verdorbenen menschlichen Natur ungemein human, in denen die Idealisten nur den „bösen Willen“ erblicken, der die strengste Strafe erheischt. „Alles hängt von den sozialen Gewohnheiten ab — erklärt er und von

---

\* In Wirklichkeit steht Feuerbach weit unter Hegel, wie dies vortrefflich von Engels gezeigt worden, und worauf bereits Marx hingewiesen hat in einem kurz nach Proudhon's Tod veröffentlichten Brief an den Redakteur des Berliner „Sozialdemokrat“.

\*\* Wir machen wiederum den deutschen Leser darauf aufmerksam, daß Tschernischewsky seine Ausdrücke sehr vorsichtig wählen mußte, da er in einer russischen, der Zensur unterstellten Zeitschrift schrieb.

den Umständen, d. h. in letzter Instanz von den Umständen allein, da auch die sozialen Gewohnheiten ihrerseits durch die Umstände geschaffen werden. Ihr beschuldigt einen Menschen — untersucht doch vorher, ob er an dem ihm zur Last gelegten Vergehen schuld ist, oder ob es die Umstände und die sozialen Gewohnheiten sind: prüft scharf, vielleicht ist es gar nicht seine Schuld, sondern nur sein Unglück.“ — Die Reaktionäre, welche in diesen Worten Tschernischewsky's eine Apologie der Zügellosigkeit erblicken wollten, haben damit natürlich nur ihren Unverstand bewiesen.

Die unvollkommene Ausarbeitung seiner materialistischen Auffassung offenbarte sich schon in einigen Eigenthümlichkeiten seiner Lehre über die Ethik. Ihm, wie auch Helvetius, sind selbst die „uneigennützigsten Handlungen nichts weiter als eine besondere Art eines vernünftigen Egoismus. „Man braucht nur — meint er — eine Handlung oder ein Gefühl, welche uns uneigennützig erscheinen, schärfer ins Auge zu fassen, um zu sehen, daß im Grunde doch nur der Gedanke an den persönlichen Nutzen, an das persönliche Vergnügen, an das persönliche Wohl, mit einem Wort, der Egoismus das treibende Motiv ist.“ Mitunter nehmen die Betrachtungen Tschernischewsky's darüber einen etwas seltsamen Charakter an: „Lucretia erdolchte sich, nachdem Sextus Tarquinius sie entehrt — sie handelte sehr überlegt“. Beweis: „Kollatinus konnte zu seiner Frau sagen: ich halte dich für rein und liebe dich wie früher, aber bei den damaligen Anschauungen, die sich übrigens bis jetzt sehr wenig verändert haben, würde es seine Kräfte überstiegen haben, seine Worte in die That umzusetzen: nolensvolens hätte er dennoch einen Theil seiner früheren Achtung, seiner früheren Liebe zu seinem Weibe verloren; er hätte wohl diesen Verlust durch eine absichtlich erhöhte Zärtlichkeit in seinem Umgange mit ihr zu verbergen suchen können, aber eine derartige Zärtlichkeit wirkt beleidigender als Kälte, ist bitterer als Mißhandlungen und Beschimpfungen“ u. s. w. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß Lucretia vor ihrem Selbstmorde sich in so vernünftigen Berechnungen ergangen hat. Dazu gehört Kaltblütigkeit, und kaltblütig konnte sie nicht sein. Wäre es nicht richtiger zu vermuthen, daß in ihrer That der Verstand eine weit geringere Rolle spielte, als ihr durch die damaligen sozialen Gewohnheiten und Verhältnisse erzeugtes Gefühl? Passen sich doch gewöhnlich die menschlichen Gefühle und Ge-

wohnheiten dergestalt den bestehenden sozialen Verhältnissen an, daß dadurch bedingte Handlungen mitunter als eine Folge sehr scharfsinniger Berechnung erscheinen können, während sie in Wirklichkeit keineswegs durch Berechnung hervorgerufen wurden. — Ueberhaupt ist in Tschernischewsky's Auffassung des vernünftigen Egoismus jene allen Aufklärungsperioden anhaftende Tendenz bemerkbar, im Verstand die Stütze der Moral und in der mehr oder weniger vernünftigen Ueberlegung jedes einzelnen Menschen die Erklärung seines Charakters „und seiner Handlungen zu suchen.“ Indes schon in den oben zitierten Worten Tschernischewsky's liegt eine Widerlegung solcher übertriebenen Vernünftelei. Die Handlungen einzelner Individuen sind ein Resultat der sozialen Gewohnheiten, die nicht dem berechnenden Verstand, sondern der historischen Entwicklung der Gesellschaft ihre Entstehung verdanken. Richtig gestellt muß die Frage folgendermaßen formulirt werden: Was ist die Moral jedes einzelnen Durchschnittsmenschen? Ist sie das Resultat seiner Ueberlegung, oder ein unbewußtes Produkt der sozialen Verhältnisse? Endlich muß man noch fragen: Welches sind die Einflüsse der Gesellschaft auf das einzelne Individuum, die in ihm das Interesse für das gemeine Wohl entwickeln können und entwickeln? — Solche Fragen sind von großer sozialer Bedeutung. Sinegen ist es unwesentlich, darüber zu streiten, wie dieses Interesse für das allgemeine Wohl zu nennen sei: Altruismus oder edler Egoismus?

Gemäß der übertriebenen Bedeutung, die Tschernischewsky der menschlichen Berechnung beimißt, sucht er bisweilen aus einer bewußten Abwägung des Nutzens auch solche historische Ereignisse zu erklären, deren

---

\* Xenophon führt in seinen „Erinnerungen an Sokrates“ (6, 27) u. A. folgendes Argument dieses Weisen für den Satz an, es sei besser, sich mit den Rechtschaffenen gut zu stellen als mit den Schurken: „Es ist aber vortheilhafter, den Rechtschaffenen Gutes zu erweisen, da ihre Zahl geringer ist, als den Schlechteren, deren Zahl größer ist, denn die Schlechten bedürfen weit mehr Wohlthaten als die Rechtschaffenen.“ — Das ist bereits der volle Triumph und die letzte Grenze der Vernünftelei, worüber hinaus sie sofort ins Absurde umschlagen muß.

Erklärung vielmehr in den von den Menschen unerkannten Kräften der ökonomischen Entwicklung zu suchen ist. Auf den ersten Blick könnten zwar derartige Erklärungsversuche Tschernischewsky's auf den Gedanken führen, er habe sich in seinen historischen Theorien vollständig auf den Standpunkt des modernen Materialismus gestellt. Bei näherer Betrachtung erweist sich jedoch das gerade Gegentheil. Wer in der historischen Thätigkeit der Menschen nur die Einwirkung einer bewußten Berechnung sieht, der ist noch weit vom Verständniß der ganzen Macht und Bedeutung der Oekonomie entfernt. In Wirklichkeit erstreckt sich deren Einfluß selbst auf solche Handlungen der Menschen und auf solche Gewohnheiten verschiedener Gesellschaftsklassen, bei denen von bewußter Berechnung nicht einmal die Rede sein kann. — Die wichtigsten, die ausschlaggebendsten Faktoren der ökonomischen Entwicklung stehen bis jetzt außerhalb jeglicher Einwirkung einer bewußten Berechnung, während dagegen alle sozialen Verhältnisse, alle moralischen Gewohnheiten und alle geistigen Bestrebungen der Menschen sich unter mittelbarer oder unmittelbarer Einwirkung dieser blinden Kräfte der ökonomischen Entwicklung gestalten. Sie bestimmen auch u. A. alle Arten menschlicher Berechnung, alle Aeußerungen des menschlichen Egoismus. Folglich kann von einer bewußten utilitarischen Berechnung als dem primären Hebel der gesellschaftlichen Entwicklung nicht die Rede sein. Eine solche Geschichtsauffassung widerspricht den Lehren des modernen Materialismus; ein derartiger historischer Materialismus ist noch zu naiv.

Uebrigens hat Tschernischewsky seine historischen Anschauungen nicht in ein System gebracht, sie stehen häufig miteinander in Widerspruch. Ohne viele Mühe ließen sich aus seinen Schriften Sätze herausgreifen, die einander so sehr widersprechen, daß sie ganz verschiedenen Schriftstellern anzugehören scheinen. Und zwar lassen sich diese Widersprüche keineswegs durch die Vermuthung erklären, man habe es da mit einer allmäligen Umgestaltung seiner Auffassung zu thun. Denn er begann seine literarische Thätigkeit in einer Periode seiner geistigen Entwicklung, wo seine Anschauungen, der Hauptsache nach, bereits endgiltig sich abgeklärt hatten. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die Widersprüche und Inkonssequenzen, die uns in seinen historischen Anschauungen begegnen, der Un-

klarheit und Unbestimmtheit seiner allgemeinen historischen Auffassung zur Last zu legen.

Einige Beispiele mögen das Gesagte bestätigen. — Nachdem er in seinen „Umrissen der politischen Oekonomie“ die Gesetze der in den modernen fortgeschrittenen Ländern bestehenden „dreigliederigen Vertheilung der Produkte“ erklärt und dann aus diesen seinen Erklärungen eine kurze Schlußfolgerung gezogen hat, äußert er sich in höchst bemerkenswerther Weise über die inneren Triebfedern der neuesten Geschichte Europas: „Wir sahen, daß die Interessen der Rente zugleich denen des Profits und des Arbeitslohnes entgegengesetzt sind. Die Mittelklasse und das gemeine Volk waren immer Verbündete gegen den Stand, dem die Rente zufällt. Wir sahen, daß das Interesse des Profits dem des Arbeitslohnes entgegengesetzt ist. Sobald also in einem Lande die Klasse der Kapitalisten im Bunde mit der Arbeiterklasse den Sieg über die die Rente beziehende Klasse davongetragen hat, wird dort der Kampf des Mittelstandes mit dem Volke zum Hauptinhalt der Geschichte.“<sup>\*</sup> Diese Sätze unterschriebe gerne jeder moderne dialektische Materialist. Um so mehr, da die oben angeführte Meinung Tschernischewsky's über die Ursache des Kampfes des „Mittelstandes“ mit dem „Volke“ weiter in seinen „Umrissen“ noch ergänzt wird durch den Hinweis auf den Untergang der kleinen Industrie und der kleinen Bodenkultur und auf den unvermeidlichen Sieg der großen kapitalistischen Produktion sowohl in der Industrie, wie auch in der Agrikultur. Ebenso könnte jeder moderne dialektische Materialist, nur mit einigen Einschränkungen, die Richtigkeit folgender Ansicht Tschernischewsky's über die Geschichte der politischen und philosophischen Ideen anerkennen: „Politische Theorien und alle philosophischen Lehren überhaupt wurden stets bei ihrer Bildung sehr stark von der gesellschaftlichen Stellung ihrer Begründer beeinflusst, und jeder Philosoph war der Vorkämpfer irgend einer der politischen Parteien, die zu seiner Zeit in der Gesellschaft, der dieser Philosoph angehörte, um die Herrschaft stritten. Wir wollen nicht von den

---

\* Das Gesperrte ist von uns hervorgehoben. Siehe „Umrisse der politischen Oekonomie“ (nach Mill). Tschernischewsky's Werke, 4. Band, S. 205.

Denkern sprechen, die sich speziell mit der politischen Seite des Lebens befaßten. Ihre Angehörigkeit zu den politischen Parteien ist für Jedermann zu deutlich: Hobbes war Anhänger des Absolutismus, Locke war Whig, Milton — Republikaner, Montesquieu — Liberaler nach englischem Geschmack, Rousseau — ein revolutionärer Demokrat, Bentham — einfacher Demokrat, je nachdem revolutionär oder irrevolutionär; von solchen Schriftstellern brauchen wir ja nicht einmal zu reden. Wenden wir uns zu Denkern, die allgemeinere Theorien aufzubauen suchten, zu den Schöpfern metaphysischer Systeme, zu den sogenannten Philosophen im eigentlichen Sinne des Wortes. Kant gehörte zu der Partei, welche in Deutschland die Freiheit auf revolutionärem Wege einführen wollte, aber die terroristischen Mittel verwarf. Fichte ging einige Schritte weiter: er scheute sogar vor terroristischen Mitteln nicht zurück. Schelling vertritt die Partei, welche, durch die Revolution eingeschüchtert, in den mittelalterlichen Institutionen Ruhe zu finden hoffte und den Feudalstaat wiederherstellen wollte, der in Deutschland durch Napoleon I. und durch die preußischen Patrioten, deren Wortführer Fichte war, zerstört worden war. Hegel ist ein gemäßigter Liberaler, ungemein konservativ in seinen Schlußfolgerungen, der sich jedoch im Kampfe gegen die extreme Reaktion revolutionärer Prinzipien bedient, in der Hoffnung, den revolutionären Geist, der für ihn das Werkzeug der Zerstörung des allzu morschen Alten war, rechtzeitig eindämmen zu können. Wir behaupten nicht nur, daß die Genannten als Privatleute solche Gesinnungen hegten — das würde noch wenig bedeuten —, sondern auch, daß ihre philosophischen Systeme durch und durch vom Geiste der politischen Parteien, denen sie angehörten, durchdrungen sind.\* Abgesehen von Einzelheiten, läßt sich wohl sagen, daß die angeführten Worte ein sehr tiefes Verständniß der sozialen Verhältnisse verrathen, unter deren Einfluß die Entwicklung der philosophischen und politischen Ideen vor sich geht. Der moderne dialektische Materialist hätte nur noch hinzuzusetzen, daß auch die politischen Kämpfe selbst, welche die Richtung des menschlichen Gedankens bestimmten, nicht irgend welchen abstrakten Erwägungen zuliebe geführt wurden, sondern unter

---

\* „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“, S. 2, 3.

dem direkten Einfluß der Bedürfnisse und Bestrebungen der Klassen oder Schichten der Gesellschaft, zu denen „die kämpfenden Parteien gehörten. Tschernischewsky hätte übrigens selbst dagegen kaum etwas einzumenden gehabt. In seiner Auffassung der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft spricht sich ziemlich deutlich sein Verständniß für die Abhängigkeit der Anschauungen der Menschen von der jeweiligen sozialen Umgebung aus. In seiner Rezension des Roscher'schen Werkes „Die Grundlagen der Volkswirtschaft“ weist er auf das „psychologische Gesetz“ hin, kraft dessen „beinahe Jedem — sei es ein gewöhnlicher Mensch, oder ein Redner, oder ein Schriftsteller, sei es im Gespräch, in Reden oder in Büchern — nur dies allein theoretisch gut, unbedingt nothwendig und ewig scheint, was praktisch der sozialen Gruppe nützlich ist, die er repräsentirt. Aus diesem psychologischen Gesetz ist auch die Thatsache zu erklären, daß den Ökonomen der Smith'schen Schule diejenigen Formen des ökonomischen Lebens vorzüglich und ewiger Herrschaft würdig erschienen, die schon am Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts herrschten bezw. die Herrschaft erstrebten. Die Schriftsteller dieser Schule waren nämlich Vertreter des Börsen- oder Handelsstandes im weiten Sinne dieses Wortes: der Banquiers, der Großhändler und der Gewerbetreibenden überhaupt. Da nun die bestehenden Formen der ökonomischen Einrichtungen dem Handelsstand nützlich, nützlicher als alle anderen Formen sind, — so betrachtet die jene Klasse vertretende Schule diese Formen als die auch theoretisch besten... Andere Männer begannen sich mit ökonomischen Fragen zu befassen — Vertreter nicht jener Klasse, der die bestehenden ökonomischen Einrichtungen gerade vortheilhaft sind, sondern der Masse — und in der Wissenschaft entstand eine neue Schule, die man, unbekannt aus welchem Grunde, die Partei der Utopisten nennt.“ Hier giebt sich die Einsicht in den Einfluß des Klassenkampfes auf die Entwicklung der Wissenschaft mit erstaunlicher Klarheit kund. Aber man würde sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, Tschernischewsky habe sich stets von dieser Einsicht leiten lassen. Es liegt ein Abgrund zwischen dem bloßen Begreifen und Anerkennen eines gewissen Prinzips und dessen folgerichtiger Durchfüh-

---

\* „Sowremennik“, April 1861, Bibliographie, S. 431, 432.

rung durch ein ganzes System. Trotzdem er die Bedeutung des Klassenkampfes in der menschlichen Gesellschaft vortrefflich erkannte, steht seine Auffassung vom „Fortschritt“ dennoch der Lehre Buckle's weit näher, als derjenigen der modernen Materialisten. Um davon einen Begriff zu geben, wollen wir ein längeres Zitat anführen aus seinem, gelegentlich des Erscheinens der russischen Uebersetzung von Guizot's „Geschichte der Civilisation in Europa“ geschriebenen, sehr interessanten Artikel: „Ueber die Ursachen von Roms Untergang.“ — Hier bestreitet er nachdrücklich die weit verbreitete Meinung, das weströmische Reich wäre in Folge seiner inneren Unfähigkeit zur Fortentwicklung untergegangen, während die Barbaren neue Samen des Fortschritts mitgebracht hätten. Ob nun Tschernischewsky recht hatte, indem er diese Meinung anfocht, wollen wir vorderhand ununtersucht lassen. Hier kommt für uns einzig in Betracht seine Auffassung vom Gang des Fortschritts: „Aber, bedenken Sie doch — ruft unser Verfasser aus — was heißt Fortschritt und was ein Barbar? Der Fortschritt beruht auf der intellektuellen Entwicklung; dessen allerwichtigste Seite ist ja gerade die Entwicklung des Wissens. ... Entwickelt sich die Mathematik, so auch in Folge dessen die angewandte Mechanik, diese aber führt zur Vervollkommnung von Industrie und Gewerbe u. s. f. ... Mit der Entwicklung der historischen Wissenschaft nehmen die falschen Ideen ab, welche die Menschen verhindern, ihr soziales Leben befriedigend einzurichten: dieses wird besser als früher geordnet. Endlich werden durch jegliche intellektuelle Arbeit die intellektuellen Kräfte des Menschen entwickelt, und je mehr Menschen das Lesen erlernen, das Lesen von Büchern sich zur Gewohnheit und zum Vergnügen machen ..., desto größer wird die Anzahl derjenigen, die die verschiedensten Angelegenheiten tüchtig durchführen können, und dann nehmen auch alle Seiten des Lebens im Lande einen immer besseren Verlauf. Folglich ist die Grundkraft des Fortschritts — die Wissenschaft; der Fortschritt entspricht dem Grade der Vollkommenheit und der Verbreitung des Wissen. Das ist also der Fortschritt — ein Resultat des Wissens. Und was ist nun ein Barbar? Ein Mensch, welcher noch in der tiefsten Unwissenheit steckt; ein Mensch, der die Mitte zwischen einem wilden Thiere und einem geistig kaum entwickelten Menschen einnimmt. ... Wie kann es also dem sozialen Leben



nützlich sein, wenn Institutionen, gute oder schlechte, immerhin aber menschliche, die an sich immerhin etwas, wenn auch noch so wenig Vernünftiges haben — wenn diese Institutionen durch thierische Gebräuche verdrängt werden?“

Man sieht, er erwähnt hier mit keiner Silbe weder die inneren sozialen Verhältnisse Roms, die dessen Schwäche verursachten, und auf welche doch Guizot im ersten Aufsatz seiner „Essais sur l'histoire de France“ schon hingewiesen hatte, noch die sozialen Lebensformen, die die Stärke der deutschen Barbaren zur Zeit der Eroberung des Römischen Reiches ausmachten. Er vergißt sogar den berühmten Ausspruch: Latifundia Italiam perdidere (die Latifundien haben Italien zu Grunde gerichtet). In seiner „Fortschritts-Formel“ (ein in der russischen Literatur später aufgekommener Ausdruck) räumt er den inneren Verhältnissen des oder jenes „fortschreitenden“ Landes keine besondere Stelle ein. Alles kommt da auf die Menge und die Verbreitung des Wissens an, und es kommt ihm nicht einmal in den Sinn, sich zu fragen, ob nicht die Geschichte der Wissenschaften von der Geschichte der sozialen Verhältnisse in den zivilisirten Ländern abhängig ist? — „Man sagt: die eingewurzelten Formen wurden der Gesellschaft lästig — schreibt er weiter —, in der Gesellschaft war also eine progressive Kraft, war ein Bedürfnis nach Fortschritt da.“ Aber das Bedürfnis nach Fortschritt ist ja etwas ganz anderes als das Vorhandensein einer „progressiven Kraft“, welche dieses Bedürfnis zu befriedigen vermag. Diese zwei ihrem Charakter und ihrem Inhalte nach ganz verschiedene Begriffe dürfen keineswegs verwechselt werden: der eine ist rein negativ (das „Bedürfnis nach Fortschritt“ zeugt ja nur von dem Druck der bestehenden Formen), der andere ist positiv, da das Vorhandensein einer progressiven Kraft, die eine nothwendige „Umgestaltung der sozialen Lebensformen zu vollbringen im Stande wäre, eine gewisse Stufe intellektueller, moralischer und politischer Entwicklung der Klasse bezw. der Klassen voraussetzt, auf denen diese Formen in besonders fühlbarer Weise lasten. Wären diese Begriffe identisch, so wäre die Sache des menschlichen Fortschritts äußerst vereinfacht, und wir würden nicht in der Geschichte dem traurigen Anblick von Gesellschaften begegnen, welche der Last von Lebensformen erlagen, die ungeachtet ihrer unzweifelhaften Schädlichkeit

nicht weggeräumt werden konnten, da in dem Volke keine lebendigen Kräfte mehr wohnten, die dies zu bewirken vermochten. Selbstverständlich sprechen wir hier nicht von solchen Formen, die allen Klassen einer gegebenen Gesellschaft schädlich sind. Solche Formen räumen sich sozusagen von selbst weg. Aber meistentheils sind für den weiteren Fortschritt der Gesellschaft solche Formen besonders schädlich, die der Mehrheit nachtheilig und der privilegierten Minderheit sehr vortheilhaft sind. Solche Formen lassen sich nur in dem Falle wegräumen, wo die darunter leidende Mehrheit irgend welche Fähigkeit zur selbständigen politischen Thätigkeit besitzt. Diese Fähigkeit besitzt sie aber nicht immer. Jene ist keineswegs eine nothwendige Eigenschaft der unterdrückten Mehrheit. Sie wird von der Oekonomie der gegebenen Gesellschaft geschaffen. Für die römischen Proletarier, sollte man meinen, konnte nichts vortheilhafter sein, als die Pläne der Gracchen zu unterstützen. Sie thaten es aber nicht, noch konnten sie es thun, weil die soziale Stellung, in die sie in Folge der ökonomischen Entwicklung nicht nur nicht förderte, sondern vielmehr deren Niveau fortwährend herabdrückte. Was aber die höheren Klassen anbelangt, so wäre es erstens lächerlich, von ihnen politische Handlungen zu erwarten, die ihren ökonomischen Interessen entgegengesetzt waren, und zweitens verlotterten sie auch mehr und mehr unter dem Einfluß der anderen Seite derselben ökonomischen Entwicklung, welche, indem sie das römische Proletariat erzeugte, es in einen blutdürstigen, stumpfsinnigen Pöbel verwandelte. Schließlich kam es so weit, daß die Römer, <sup>45</sup>diese Welteroberer, sich als untauglich zum Waffendienst erwiesen, und daß ihre Legionen sich mit denselben Barbaren füllten, die zuletzt dem Dasein des lebendig verfaulenden Reiches ein Ende gemacht haben. Im Untergang Roms liegt also, trotz der Ausführungen Tschernischerowsky's, nichts Zufälliges, da er das natürliche Ende eines schon lange begonnenen historisch-ökonomischen Prozesses war.

Wir wollen keineswegs, gleich vielen, besonders deutschen Schriftstellern, behaupten, die Germanen hätten einen besonderen Geist und besondere Neigungen mitgebracht, die ihnen den Vorrang in der weiteren Geschichte der Menschheit gesichert hätten. Wir sagen nur, daß Roms Schwäche im Kampfe mit den Barbaren durch seine ökonomische Entwick-

lung verursacht und vorbereitet wurde, — eine Entwicklung, welche die Klasse der kleinen Grundbesitzer, die einstige Stärke Roms, vernichtet hatte. Die Bauernparzellen waren zu kolossalen, von Sklaven bevölkerten Latifundien verschmolzen. Sklaven sind aber eine schlechte Stütze für einen Staat: von allen Enden der Welt zusammengetrieben, verschiedenen Nationen und verschiedenen Zungen angehörend, bildeten sie kein Volk im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie waren und blieben ein zusammengelaufener Haufen (insofern diese Benennung für eine wider ihren Willen zusammengebrachte Masse paßt), und kümmerten sich natürlich nicht im geringsten um die Interessen des römischen Staates. Tschernischewsky bemerkt zwar, daß die Sklaverei im Römischen Reich allmählig eine mildere Form annahm und am Ende in das Kolonat ausging. Allein erstens beweisen die Verordnungen der Kaiser über das Kolonat weiter nichts als das Streben des Staats, sich einen Theil des durch die unfreie Arbeit des Landarbeiters geschaffenen Mehrprodukts zu sichern. Der Uebergang zum Kolonat konnte die Lage der Landarbeiter gar nicht verbessern zu einer Zeit, da alle Schichten der römischen Gesellschaft durch die Staatssteuern und Staatsabgaben buchstäblich zermalmte wurden. Zweitens ist es selbstverständlich, daß Kolonen und Adskripten freie Ackerbauern nicht ersetzen konnten. <sup>46</sup>Endlich war auch die Zahl der Sklaven und Kolonen, wenigstens in den Dörfern, geringer, als die der freien Bauern des alten Italiens. Schon Titus Livius wunderte sich darüber, daß einige Gegenden Italiens, in welchen zu seiner Zeit nur noch wenige Hirten mit ihren Heerden umherschweiften, in der Periode ihrer Unabhängigkeit im Stande gewesen waren, zahlreiche und tapfere Armeen gegen Rom ins Feld zu führen. Die Sache erklärt sich einfach: zur Zeit ihrer Unabhängigkeit befanden sich eben diese Gegenden in ganz anderen ökonomischen Verhältnissen, welchen sie denn auch ihre zahlreiche, kräftige und tüchtige Bevölkerung verdankten. Damals stand nämlich dort noch in voller Kraft die Gentilverfassung, die den Wohlstand aller Gentilgenossen sicherte und ihnen einen unabhängigen kriegerischen Geist verlieh. Dieselbe Verfassung existirte auch bei den Germanen, und sie war es, der die barbarischen Horden ihre Kraft und Stärke verdankten. Kurz, man kann sagen, daß in den letzten Zeiten des Römischen Reiches solche

ökonomischen Verhältnisse dort herrschten, welche keine Widerstandskraft auf ein Minimum reduzierten, während umgekehrt die damaligen Einrichtungen der Germanen ihre Offensivkraft auf ein Maximum steigerten. Das ist alles: es kommt auf die Oekonomie an, und nicht auf den Geist oder auf etwaige geheimnißvolle Eigenschaften der Rasse.

Wenn wir uns bei der Erklärung der historischen Schicksale verschiedener Länder nur auf abstrakte Erwägungen über deren „Fortschritt“ und die Menge der dort angehäuften Kenntnisse beschränkten müßten, könnten wir z. B. nie die Geschichte Griechenlands verstehen, wo die gebildetsten „progressiven“ Staaten einer nach dem andern vom Schauplatz verschwinden, um für minder gebildete und minder „progressive“ Länder Raum zu schaffen. Wie ist nun diese Erscheinung zu erklären? Durch die Entwicklung der ökonomischen und hauptsächlich der agrarischen Verhältnisse Griechenlands. In den vorgeschrittensten Staaten führten eben diese Entwicklung früher zur Konzentration des Grundbesitzes in wenigen Händen, zur ungeheuren Zunahme der Sklavenzahl, zur Entkräftigung und Demoralisation der niederen Klassen „der freien Bürger. Und in demselben Verhältniß, in dem diese Folgen der ökonomischen Entwicklung sich geltend machten, verminderte sich auch die politische Kraft der „progressiven“ griechischen Länder. In den minder „progressiven“ Ländern dagegen begann dieser Prozeß später und vollzog sich langsamer; daher nahm auch ihre politische Kraft langsamer ab, ja sie nahm in gewissen Perioden dieses Prozesses zu (was auch in „progressiveren“ Ländern geschah); daher konnten sie auch eine hervorragende Rolle spielen, als die „progressiveren“ Länder unter dem vernichtenden Einfluß der zu jener Zeit (nicht aber unserer, wo es einen Ausweg giebt) aussichtslosen Klassenkämpfe bereits total geschwächt waren. Aber auch die weniger „progressiven“ Länder kamen herunter in Folge des oben angedeuteten Prozesses; eines nach dem andern athmeten sie den letzten Hauch aus und verschwanden gleichfalls von der historischen Bühne, bis endlich Roms eiserne Hand dem unabhängigen Dasein Griechenlands ein Ende machte. Als die Römer kamen, da hatten die griechischen Länder, mit nur wenigen Ausnahmen, buchstäblich keine Vertheidiger mehr. Dieser Umstand wurde bereits von Polybius und Plutarch hervorgehoben.

In Tschernischewsky's historischen Anschauungen nimmt überhaupt der Zufall einen großen Platz ein. Sogar die gegenwärtige ökonomische Ordnung erscheint ihm als das Produkt historischer Zufälligkeiten. „Die Geschichte bezeugt — schreibt er in der bereits erwähnten Rezension des Roscher'schen Buches — daß die heutigen ökonomischen Formen unter dem Einfluß von Verhältnissen entstanden sind, die den Forderungen der ökonomischen Wissenschaft widersprechen, die weder mit den Fortschritten der Arbeit noch mit einer wohlberechneten Konsumtion vereinbar sind, — kurz, daß sie ein Resultat von der Arbeit und dem Wohlstand feindlichen Ursachen darstellen. In Westeuropa z. B. wurde die ökonomische Ordnung auf Eroberungen, Konfiskationen und Monopolen begründet.“<sup>\*</sup> Nun wird freilich Niemand leugnen wollen, daß Eroberungen, Konfiskationen und Monopolen eine Rolle in der Geschichte Westeuropas gespielt haben. Aber sie fanden doch auch im alten Griechenland, in Indien und in China statt; dennoch blieb oder bleibt die ökonomische Ordnung jener Länder von der des heutigen Europa sehr wesentlich verschieden. Woher nun dieser Unterschied? Rührt er denn nicht davon her, daß all diese Eroberungen, Konfiskationen und Monopolen, weit entfernt, die Richtung der ökonomischen Entwicklung zu bestimmen, vielmehr selbst durch diese in ihren Formen und weiteren sozialen Folgen bestimmt waren? Die Richtung und der Gang der ökonomischen Entwicklung im alten Griechenland oder in Indien oder in China unterschieden sich von denen des mittelalterlichen und neuzeitlichen Europa — daher führten auch dort die Eroberungen mit all ihren Folgen zu anderen Einrichtungen, als in Westeuropa. Angesichts der entscheidenden Bedeutung, die Tschernischewsky für die Entstehung der ökonomischen Ordnung des heutigen Europa die Eroberung beilegt, kommen uns unwillkürlich die Aeußerungen von Engels über diese Ansicht in den Sinn: „Selbst wenn wir die Möglichkeit alles Raubs, aller Gewaltthat und aller Prellerei ausschließen, wenn wir annehmen, daß alles Privateigenthum ursprünglich auf eigener Arbeit des Besitzers beruhe, und daß im ganzen ferneren Verlauf nur gleiche Werthe gegen gleiche Werthe ausgetauscht werden, so kommen wir dennoch bei der

---

\* „Sowremennik“, April 1861, Bibliographie, S. 434.

Fortentwicklung der Produktion und des Austausches mit Nothwendigkeit auf die gegenwärtige kapitalistische Produktionsweise, auf die Monopolisierung der Produktions- und Lebensmittel in den Händen der einen, wenig zahlreichen Klasse, auf die Herabdrückung der andern, die ungeheure Mehrzahl bildende Klasse, zu besitzlosen Proletariern, auf den periodischen Wechsel von Schwindelproduktion und Handelskrise und auf die ganze gegenwärtige Anarchie in der Produktion.\*

So denken in dieser Beziehung die modernen dialektischen Materialisten. Tschernischewsky dachte noch ganz anders.

<sup>49</sup>Da er die sogenannte historische Methode in der ökonomischen Wissenschaft nur aus den Werken solcher Vertreter derselben kennen lernte, wie Wilhelm Roscher und die übrigen „Zitaten-Professoren“, beurtheilte er sie in sehr abfälliger Weise und hielt sie für eine Frucht der Reaktion gegen die freiheitlichen Bestrebungen der Arbeiterklasse: „Gegen die mittelalterlichen Institutionen, die mit den Interessen des Handelsstandes unvereinbar waren, kämpfte man ... im Namen der Vernunft; und siehe da, nun kommen ganz ungelegen Leute, die sagen: die Vernunft erheischt wirklich das, was Ihr fordert, doch sie erheischt außerdem noch vieles Andere; Ihr sprecht nur den Anfang der Formel aus, deren Schluß aber ist der und der; mit einem Worte, gegenüber den inkonsequenten Denkern entstanden konsequente. ... Was thun? Spricht die Vernunft gegen Dich, so greife zur Geschichte: sie wird Dir schon aus der Klemme heraus helfen.“ Wenn es sich nun mit der Entstehung der historischen Methode so verhält, dann schrumpft die theoretische Aufgabe der Vorkämpfer der Arbeiterklasse in ihrem Kampfe gegen die „inkonsequenten Denker“ darauf zusammen, die Entstehung der modernen ökonomischen Ordnung aus „Eroberungen, Konfiskationen und Monopolien“ bloßzulegen. Nach Tschernischewsky's Meinung thun dies auch die Sozialisten. Unter ihren Händen „verdammte die Geschichte das, was sie vertheidigen sollte.“<sup>\*\*</sup> Indessen, noch bevor Tschernischewsky seine literarische Laufbahn begann, noch zur Lebenszeit seiner Vorgänger, d. h. Bjelinsky's und seiner Gefinnungsge-

---

\* Fr. Engels, „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft“, S. 155.

\*\* „Sowremennik“, a. a. D. S. 432—434.

nossen, benutzen die besten theoretischen Vorkämpfer der Arbeiterklasse die Geschichte nicht bloß zu polemischen Hinweisen auf Eroberungen und Konfiskationen. Marx und Engels hatten nämlich das Studium der ökonomischen Geschichte der Menschheit auf festen wissenschaftlichen Boden gestellt, indem sie deren innere Nothwendigkeit und strenge Gesetzmäßigkeit nachwiesen.\*\*

<sup>50</sup>Aber es ist aus Allem ersichtlich, daß Tschernischewsky diese Richtung unbekannt blieb, die aus den Theorien seines Meisters Feuerbach in derselben Weise erstand, wie die Theorien des Letzteren aus dem Hegel'schen System.

---

\*\* Indem sich Roscher und Genossen auf die Geschichte stützen, bleiben sie prinzipielle Gegner einer revolutionären Handlungsweise. Nach ihrer Auffassung schließt die Evolution ganz die Revolution aus. Diese Ansicht ist ebenso falsch, wie die einiger Revolutionäre, die ihrerseits von der Evolution nichts hören wollen. Diese beiden Extreme machen in gleicher Weise ein richtiges Verständniß der Geschichte durchaus unmöglich. Mit der dialektischen Methode ausgerüstet, fassen die jetzigen Sozialisten die Sache ganz anders auf. Für sie ist die Evolution ein ebenso nothwendiges Moment im Prozesse der historischen Entwicklung der Menschheit, wie die Revolution. Die Evolution bereitet die Revolution vor, die Revolution erleichtert den weiteren Lauf der Evolution. Die besonders von deutschen Gelehrten angenommene „historische Methode“ beschränkt ganz willkürlich den Horizont der Wissenschaft auf eines der gedachten Momente, auf die Evolution, und sie muß daher als unwissenschaftlich betrachtet werden. Von den „gelehrten“ Repräsentanten derselben könnte man noch jetzt mit vollem Rechte dasselbe sagen, was Marx von ihnen im Jahre 1844 gesagt hat: „Eine Schule, welche die Niederträchtigkeit von heute durch die Niederträchtigkeit von gestern legitimirt, eine Schule, die jeden Schrei der Leibeigenen gegen die Knute für rebellisch erklärt, sobald die Knute eine bejahrte, eine angestammte, eine historische Knute ist, eine Schule, der die Geschichte, wie der Gott Israels seinem Diener Moses, nur ihr a posteriori zeigt. ... Schloß, aber Schloß der Bediente, schwört sie für jedes Pfund Fleisch, welches aus dem Volksherzen geschnitten wird, auf ihren Schein, auf ihren historischen Schein. ...“ — Das ist durchaus richtig. Doch der Revolutionär Marx, der so scharf und treffend den Servilismus der offiziellen Vertreter der „historischen Methode“ geißelte, verkannte um so weniger die historische Evolution, als er ja zuerst deren Triebfedern und strenge Gesetzmäßigkeit aufgezeigt hat.

## II.

Merkwürdig ist es, daß Tschernischewsky den historischen Gesichtspunkt, dem er in der politischen Oekonomie keinen Werth beilegte, auf dem Gebiete der literarischen Kritik für nothwendig hielt. In einem seiner frühesten Aufsätze, und zwar in dem über die „Poetik“ des Aristoteles, rechnet er es der Aesthetik als ein großes Verdienst an, daß sie in Rußland nie der Literaturgeschichte im Wege stand. „Bei uns wurde immer die Nothwendigkeit der Literaturgeschichte anerkannt; und die, welche sich besonders mit der ästhetischen Kritik abgaben, haben sehr viel mehr als irgend einer von unseren heutigen Schriftstellern — auch für die Literaturgeschichte geleistet. Bei uns erkannte die Aesthetik stets an, daß sie sich auf das exakte Studium von Thatsachen stützen muß.“ ... „Die Geschichte der Kunst ist die Grundlage für die Theorie der Kunst“<sup>\*</sup> Man sollte nun meinen, daß ein Mann, der diese Sätze geschrieben hat und der sich selbst treu bleiben wollte, ohne jegliche Einschränkung anerkennen mußte, daß die Geschichte der ökonomischen Entwicklung der Menschheit die Grundlage für die ökonomische „Theorie“ sein muß. Wir haben aber bereits gesehen, daß er diese „Theorie“ anders auffaßte.

Die große Richtigkeit der Tschernischewsky'schen Auffassung der Theorie der Kunst erklärt sich erstens durch den wohlthätigen Einfluß seiner Vorgänger: nach der „Aesthetik“ eines Hegel und nach den kritischen Arbeiten eines Bjelinsky wurde es schlechterdings unmöglich, den historischen Gesichtspunkt in der Theorie der Kunst zu ignorieren. Ueberdies konnte dieser Gesichtspunkt auf dem Gebiete der ästhetischen Theorie nur von den Anhängern der sogenannten „reinen Kunst“ bekämpft werden, d. h. von Leuten, die die „ewige“ Kunst außer allem Zusammenhang mit der Wirklichkeit und mit deren wichtigsten, brennendsten Fragen wissen möchten. Indem nun Tschernischewsky gegen diese Richtung kämpfte, mußte er natürlich zur historischen Auffassung der Kunst hinneigen, denn diese Auffassung bot die Möglichkeit die Aufgaben der Kunst mit den wichtigsten sozialen Bestrebungen einer gegebenen Zeit in Zusammenhang zu

---

\* Werke, 1. Band, S. 3, 4.



bringen. Schon Schelling sagte: „Verschiedenen Zeitaltern wird eine verschiedene Begeisterung zu Theil.“ Bei der Fortentwicklung dieses <sup>52</sup> Gedankens war es nicht schwer, die Anhänger der „reinen“ Kunst aufs Haupt zu schlagen. — Anders verhält es sich in der politischen Oekonomie. Da waren der lebendig verknöcherte Koscher und seine Konsorten Gegner der Tschernischewsky so theuren Bestrebungen der Arbeiterklasse. Und zwar waren sie die einzigen ihm bekannten Repräsentanten der historischen Auffassung in der politischen Oekonomie. Kein Wunder also, daß er im Kampfe gegen dieselben in das entgegengesetzte Extrem verfiel, — ein Extrem, dessen Unrichtigkeit ihm unter anderen Umständen nicht hätte entgehen können.

Uebrigens kann man nicht sagen, daß es unserem Verfasser gelungen ist, seine Auffassung der Geschichte der Kunst als der nothwendigen Grundlage der Theorie der Kunst folgerichtig zu entwickeln. Wir haben schon bemerkt, daß ein gewisses Prinzip bloß anzuerkennen noch lange nicht bedeutet, es folgerichtig in dem betreffenden Zweig der Wissenschaft durchzuführen. Tschernischewsky hatte eine prächtige Gelegenheit, die Theorie der Kunst mit der Geschichte derselben in Zusammenhang zu setzen, und zwar in seiner Dissertation „Ueber das ästhetische Verhältniß der Kunst zur Wirklichkeit“, die er zur Erlangung der Magisterwürde im Anfang des Jahres 1854 der philologischen Fakultät der Petersburger Universität vorlegte. Dieses Werk gehört zu den besten Schriften unseres Verfassers; deshalb spiegeln sich dort alle Vorzüge und Mängel seiner Anschauungen und seiner Denkweise außerordentlich deutlich wieder. Der materialistischen Grundlage seiner Anschauungen getreu, stellte er sich in seiner Dissertation die Aufgabe, den Idealismus aus der Aesthetik zu verbannen. Wir wollen einige der von ihm aufgestellten Thesen anführen, da sie vortrefflich gerade seine materialistische Kunstauffassung hervortreten lassen:

„Eine richtige Definition des Schönen ist folgende: das Schöne ist das Leben; nur jenes Wesen hält der Mensch für schön, in dem er das Le-

---

\* „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur“.

ben, wie er es gerade auffaßt, wiedererblickt; schön erscheint ihm der Gegenstand, der ihn an das Leben erinnert.

<sup>53</sup>„Das Erhabene wirkt auf den Menschen keineswegs dadurch, daß es in ihm die Idee des Absoluten weckt; diese wird von ihm fast nie geweckt.

„Erhaben ist für den Menschen das, was weit größer ist, als die Gegenstände, oder weit mächtiger ist, als die Erscheinungen, mit denen er es vergleicht.

„Das Tragische hat keinen wesentlichen Zusammenhang mit der Idee des Schicksals oder der Nothwendigkeit. Im wirklichen Leben ist das Tragische meist zufällig, entspringt nicht dem Wesen der vorhergehenden Momente. Die Form der Nothwendigkeit, in welche es die Kunst kleidet, ist entweder eine Folge des banalen Prinzips aller Kunstschöpfungen: des Prinzips, wonach die Entwicklung aus der Verwicklung entspringen muß; — oder es ist eine übel angebrachte Unterwerfung des Dichters unter den Schicksalsbegriff.

„Das Tragische ist, nach den Begriffen der neuen europäischen Bildung, das Furchtbare im Leben des Menschen.

„Die Wirklichkeit ist nicht nur lebendiger, sondern auch vollkommener als die Phantasie. Die Gestalten der Phantasie sind nur kümmerliche und fast immer mißrathene Nachahmungen der Wirklichkeit.

„Das Schöne in der objektiven Wirklichkeit ist vollkommen schön.

„Das Schöne in der objektiven Wirklichkeit befriedigt den Menschen vollkommen.

„Die Kunst entsteht durchaus nicht aus dem Bedürfniß der Menschen, die Mängel der Wirklichkeit zu ergänzen.

„Das Bedürfniß, welches die Kunst im ästhetischen Sinne dieses Wortes (die schönen Künste) erzeugt, ist dasselbe, das sich sehr deutlich in der Porträtmalerei kundgibt ... Die Kunst erinnert uns durch ihre Schöpfungen an das, was uns im Leben interessiert, und sucht uns bis zu einem gewissen Grade mit solchen interessanten Seiten des Lebens bekannt zu machen, die zu erfahren oder zu beobachten wir in der Wirklichkeit keine Gelegenheit hatten.

„Die Widerspiegelung des Lebens — das ist das <sup>54</sup>allgemeine charakteristische Merkmal der Kunst, ist deren Wesen; oft haben die Kunst-

werke auch eine andere Bedeutung — sie erklären das Leben; oft haben sie auch die Bedeutung von Urtheilssprüchen über Erscheinungen des Lebens.“

Einigen von diesen Thesen kann man nur dann beistimmen, wenn man sie in einem weiteren Sinne auslegt. Eine derselben ist vollends durchaus unstichhaltig: man kann nämlich nicht sagen, daß „das Tragische nach den Begriffen der neuen europäischen Bildung das Furchtbare im Leben des Menschen“ sei. Zwar ist es vollkommen richtig, daß „das Tragische in keinem wesentlichen Zusammenhang zur Idee des Schicksals“ stehe, zweifellos aber ist dessen Zusammenhang mit der Idee des Nothwendigen. — Nicht alles Furchtbare im Leben eines Menschen ist tragisch. Furchtbar ist z. B. das Loos der Menschen, die unter den Mauern eines im Bau begriffenen Hauses begraben werden; tragisch kann es nur für diejenigen derselben sein, deren Leben gewisse Züge aufweist (hohe Pläne, weitgehende politische Bestrebungen), die ihrem zufälligen Tode durch einen Haufen Steine einen tragischen Charakter beilegen. Doch ist in unserem Beispiel das Tragische immerhin noch eng mit dem Zufälligen verknüpft, daher ist es noch nicht das Tragische im wahren Sinne dieses Wortes. Das wahrhaft Tragische beruht auf der Idee der historischen Nothwendigkeit. Wahrhaft tragisch ist das Loos der Gracchen, deren Pläne, ja, deren Leben an der Unfähigkeit der ärmsten Schicht der römischen Bevölkerung zur politischen Selbstthätigkeit scheiterten. Wahrhaft tragisch ist das Loos von Robespierre und St. Just, die an den verschiedenen um die Herrschaft ringenden Klassen der französischen Gesellschaft zu Grunde gingen. Ueberhaupt entsteht das wahrhaft Tragische aus dem Konflikt der bewußten Bestrebungen des Individuums, welches nothwendig beschränkt und mehr oder weniger einseitig ist, mit den wie Naturgesetze wirkenden, blinden Kräften der historischen Bewegung. Tschernischewsky beachtete nicht, noch konnte er diese Seite beachten, da er in seinem Kampfe gegen „den Idealismus“ sich noch auf das Gebiet abstrakter philosophischer Sätze beschränkte. In diesem Kampfe verfiel er wiederum in das Extrem des Verstandesmäßigen und setzte einfach das Tragische dem Furchtbaren gleich. Und doch hätte er nur — sagen wir — die von Hegel an dem Beispiel der Sophokleischen „Antigone“ gegebene Erklärung

des Tragischen ins Auge fassen sollen, um einzusehen, daß man wohl von Nothwendigkeit sprechen kann, ohne Idealist zu sein. Hegel sieht nämlich in der „Antigone“ den Konflikt zweier Rechte, — des Gentil- und des Staatsrechts. Die Vertreterin des ersten ist Antigone, der Vertreter des zweiten Kreon. Der Kampf zwischen diesen zwei Rechten spielte zweifellos eine große Rolle in der Geschichte, und man kann, ohne in den Geruch des Idealismus zu kommen, das Tragische aus einem solchen Kampf herleiten. Tschernischewsky sieht dies nicht ein, weil er in seiner Untersuchung die Geschichte vergessen zu haben scheint. Das ist um so bedauerlicher, als es ihm, wenn er sich rechtzeitig an sein Prinzip erinnert hätte: die Theorie der Kunst soll auf der Geschichte der Kunst beruhen, vielleicht gelungen wäre, eine ganz neue theoretische Grundlage für die Aesthetik zu liefern.

Indem er seine These beweist, daß das Schöne das Leben sei, macht er die sehr treffende Bemerkung, daß verschiedene Gesellschaftsklassen, je nach ihren ökonomischen Daseinsbedingungen, auch verschiedene Schönheitsideale haben. Die betreffenden Ausführungen sind so wichtig, daß wir sie fast vollständig wiedergeben wollen.

„Ein gutes Leben, ein Leben wie es sein soll, besteht nach der Meinung des gemeinen Volkes darin, daß man sich satt ißt, in einem guten Hause wohnt und nach Genüge schläft; beim Landmann ist aber auch der Begriff „Leben“ mit dem Begriff „Arbeit“ aufs Engste verknüpft; ohne Arbeit ist kein Leben denkbar, und ein solches wäre auch langweilig. Die Folge guter Lebensverhältnisse bei vieler, jedoch nicht erschöpfender Arbeit ist bei den Bauernburschen oder Bauernmädchen eine ungemein frische Gesichtsfarbe und rothe Wangen — die erste Bedingung der „Schönheit nach Volksbegriffen. Wegen großer Arbeit auch stark gebaut, wird ein Bauernmädchen bei ausgiebiger Kost recht rund — auch ein nothwendiges Attribut einer ländlichen Schönen; eine aristokratische „ätherische Schönheit“ scheint dem Bauer durchaus unansehnlich, macht sogar auf ihn einen unangenehmen Eindruck, weil er gewöhnt ist, die „Magerkeit“ nur als die Folge der Krankhaftigkeit oder eines „bitteren Lebens“ zu betrachten. Andererseits läßt aber die Arbeit das Fettwerden nicht zu: ist nun ein Bauernmädchen fett, so gilt das als eine Art Krankheit, als das Zeichen einer

„schwammigen“ Konstitution, und das Volk hält Fettleibigkeit für ein Gebrechen; eine ländliche Schöne kann keine kleinen Hände und Füße haben, da sie viel arbeitet — von diesem Zubehör der Schönheit singen denn auch die Volkslieder nicht. Mit einem Worte, in den Schilderungen der Schönen in den Volksliedern findet man kein einziges Attribut der Schönheit, das nicht der Ausdruck einer blühenden Gesundheit und eines Gleichgewichts der Kräfte im Organismus wäre, — der beständigen Folge eines behaglichen Lebens bei einer fortwährenden, ernstern, jedoch nicht übermäßigen Arbeit. Ganz anders verhält es sich mit einer Salon-Schönheit: schon mehrere Generationen ihrer Vorfahren lebten ohne körperliche Arbeit; bei einer müßigen Lebensweise ist aber der Blutzustrom zu den Extremitäten gering; mit jeder neuen Generation werden die Muskeln der Hände und der Füße schwächer, die Knochen werden dünner; die nothwendige Folge davon sind kleine Hände und Füße — das Zeichen eines Lebens, welches die höheren Klassen der Gesellschaft allein für Leben halten — eines Lebens ohne physische Arbeit; hat nun eine Weltkame große Hände und Füße, so gilt sie für schlecht gebaut, oder man nimmt an, sie stamme nicht von alter guter Familie ab. ... Freilich kann die Gesundheit nie ihren Werth in den Augen des Menschen verlieren, weil auch im Wohlstand und Luxus ein Leben ohne Gesundheit traurig ist; daher sind Wangenröthe und eine von Gesundheit strotzende Frische auch für Salonmenschen noch immer anziehend; aber auch Krankhaftigkeit, Schwachheit, Schläffheit, Mattheit haben in ihren Augen den Werth von Schönheit, sobald sie die Folge einer müßig-luxuriösen Lebensweise zu sein scheinen. Blässe, Mattheit, Krankhaftigkeit haben noch eine andere Bedeutung für diese Leute: sucht der Bauer Erholung, Ruhe, so suchen die Menschen der gebildeten Gesellschaft, welche keine materielle Noth und physische Müdigkeit kennen, welche aber durch Nichtsthun und durch die Abwesenheit materieller Sorgen oft gelangweilt werden, „starke Empfindungen, Aufregung und Leidenschaft“ — Dinge, welche dem sonst eintönigen und farblosen Salonleben Farbe, Abwechslung und Reiz geben. Von heftigen Empfindungen, von glühenden Leidenschaften wird nun aber der Mensch bald verbraucht: wie soll man also nicht von der

Mattigkeit, der Blässe einer Schönen entzückt sein, da ja ihre Mattigkeit und ihre Blässe Zeugen sind, daß sie viel „erlebt“ hat?“

Die Schönheitsbegriffe der Menschen offenbaren sich in Kunstwerken. Diese Begriffe sind, wie wir sehen, bei verschiedenen Gesellschaftsklassen sehr verschieden, zuweilen sogar entgegengesetzt. Die Klasse, welche zur gegebenen Zeit in der Gesellschaft herrscht, herrscht auch in der Literatur und in der Kunst. Sie bringt in diesen ihre Anschauungen und Begriffe zum Ausdruck. Nun herrschen aber in einer sich entwickelnden Gesellschaft zu verschiedenen Zeiten verschiedene Klassen. Zudem hat auch jede Klasse ihre eigene Geschichte: sie entwickelt sich, kommt zur Blüte und Herrschaft und neigt sich endlich ihrem Ende zu. Dementsprechend wechseln auch ihre literarischen Anschauungen und ihre ästhetischen Begriffe. Daher die verschiedenen literarischen Anschauungen und die verschiedenen ästhetischen Begriffe in der Geschichte: die zu einer Epoche herrschenden Begriffe sind in einer anderen schon veraltet. Nun hat Tschernischewsky gezeigt, daß die ästhetischen Begriffe der Menschen in engem ursächlichen Zusammenhang zu ihrer ökonomischen Lebensstellung stehen. Das ist eine geniale Entdeckung im vollen Sinne des Wortes. Er brauchte also nur, die Wirkung des von ihm entdeckten Prinzips durch die ganze „Geschichte der Menschheit in der Aufeinanderfolge der verschiedenen einander ablösenden herrschenden Klassen zu verfolgen, um durch die enge Verbindung der Theorie der Kunst mit der modernen materialistischen Geschichtsauffassung die größte Umwälzung in der Aesthetik hervorzurufen. Wir wissen aber, daß ihm selbst jene Geschichtsauffassung in hohem Maße fremd war. Daher konnte er auch nicht das so glänzend begonnene Werk vollenden; daher finden wir auch in seinem „Aesthetischen Verhältniß der Kunst zur Wirklichkeit“ weit weniger wirklich materialistische Bemerkungen über die Geschichte der Kunst, als z. B. in der „Aesthetik“ des „absoluten Idealisten“ Hegel.\*\*

---

\* Werke, 1. Band, S. 44—46.

\*\* Siehe z. B. Hegel's Ausführungen über die Geschichte der holländischen Malerei, welchen jeder der modernen dialektischen Materialisten nahezu unbedingt zustimmen kann (Aesthetik, I, S. 217, 218; II, S. 217—223). Viele solcher Bemerkungen sind in seiner Aesthetik verstreut.

In Tschernischewsky's Dissertation treten, wie wir bereits gesagt haben, alle Mängel und Vorzüge seiner Denkweise besonders grell hervor.

### III.

Die sozialistischen Ansichten Tschernischewsky's werden wir weiter unten des Näheren zu besprechen haben. Hier wollen wir dieselben nur insofern berühren, als sie mit seinen politischen Ansichten im Zusammenhang stehen.

In seinem Studium der westeuropäischen sozialen Verhältnisse kam Tschernischewsky, man kann sagen, unwillkürlich zu demselben Resultate, das später die Grundlage des Programms der Internationale wurde, und das da lautet: die Befreiung der Arbeiter muß das Werk der Arbeiter selbst sein. Nichtsdestoweniger herrscht in den Ansichten unseres Verfassers über die historischen Aufgaben der Arbeiterklasse eine solche Unklarheit, die dem heutigen Leser seltsam erscheinen kann. Tschernischewsky unterscheidet nicht zwischen dem Proletariat und der gesamten Masse des leidenden und unterdrückten Volkes. Für die Benennung der Arbeiterklasse, die sich aus eigener Kraft befreien muß, bedient er sich eines Ausdrucks, der sehr bezeichnend für einen russischen Schriftsteller ist und der zugleich die ganze Unklarheit seiner Vorstellung von der Rolle des Proletariats in der westeuropäischen Geschichte bekundet. Er nennt die Arbeiterklasse Westeuropas das gemeine Volk, und denkt über deren Bedürfnisse und Aufgaben fast genau ebenso, wie etwa ein gebildeter und humaner Russe über die Bedürfnisse und Aufgaben des russischen „gemeinen Volkes“ von damals gedacht haben mag. In einem seiner Aufsätze, die übrigens in der Hitze der durch die Frage der Bauernbefreiung hervorgerufenen Polemik geschrieben waren, versteigt er sich sogar zu der seltsamen Behauptung, daß die politische Freiheit für die Volksmasse von gar keiner Bedeutung sei, und daß daher die Vertreter der Volksinteressen sich der Politik gegenüber gleichgültig verhalten könnten. Die politischen Ansichten der Liberalen einerseits und der „Demokraten“ anderseits formulirt er, wie folgt: „Bei

---

\* Man darf nicht vergessen, daß die Zensur es sehr schwer machte, von Sozialisten zu sprechen.

den Liberalen und den Demokraten sind die hauptsächlichlichen Wünsche, die Grundmotive wesentlich verschieden. Die Demokraten beabsichtigen das Uebergewicht der höheren Klassen über die niederen im Staatsmechanismus möglichst aufzuheben: sie wollen einerseits die Macht und den Reichtum der höheren Klassen vermindern, andererseits den niederen Klassen mehr Einfluß und Wohlhabenheit verschaffen. Auf welchem Wege aber die Gesetze in diesem Sinne zu ändern und die neue Gesellschaftsordnung zu stützen ist, — das bleibt ihnen beinahe ganz gleich.\* Die Liberalen dagegen werden nie zugeben, daß die niederen Klassen das Uebergewicht in der Gesellschaft bekommen, weil diese Klassen in Folge ihrer Unwissenheit und Armuth sich gleichgiltig gerade gegenüber den der liberalen Partei am nächsten liegenden Interessen verhalten, nämlich gegenüber dem Rechte der freien Meinungsäußerung und der konstitutionellen Ordnung. Für einen Demokraten steht Sibirien, wo das gemeine Volk im Wohlstand lebt, weit höher als England, wo der größte Theil des Volkes bittere Noth leidet. Von allen politischen Verfassungen ist ein Demokrat nur einer einzigen unversöhnlich feind — der Aristokratie (und dem Absolutismus? — G. P.); ein Liberaler dagegen meint fast immer, die Gesellschaft könne nur bei einem gewissen Grade von Aristokratismus eine liberale Verfassung erhalten. Deshalb hegen die Liberalen für die Demokraten einen tödtlichen Haß, und sie behaupten, die Demokratie führe zum Despotismus und sei der Freiheit verderblich.“

Der Aufsatz, dem wir diese Ausführungen entnehmen, wurde, wie bereits gesagt, in der Hitze der Polemik über die Bauernfrage geschrieben. Es ist nun wohl möglich, daß Tschernischewsky ihn sozusagen ad usum delphini schrieb, indem er der russischen Regierung zeigen wollte, daß sie die russischen Demokraten nicht zu fürchten habe, deren ganze Aufmerksamkeit wirklich eine Zeit lang auf die ökonomische Lage der zu befreienden Bauern konzentriert war. Später äußerte Tschernischewsky schon eine andere Ansicht über die Bedeutung der politischen Freiheit für den Volkswohlstand. Dennoch aber bleibt die oben angeführte Meinung eine sehr be-

---

\* Die Hervorhebung mit gesperrter Schrift geschieht durch uns.

\*\* „Die Parteikämpfe in Frankreich unter Ludwig XVIII und Karl X“.



zeichnende Tatsache in der Geschichte des russischen politischen Bewußtseins. Sie mußte zweifellos ihren Einfluß auf die heranwachsende russische Demokratie üben, welche hart bis zum Ende der siebziger Jahre immer noch eine tiefe Verachtung für die „Politik“ hegte. Natürlich erklärt sich dies nicht allein aus dem Einfluß Tichernischewsky's — viel hat in dieser Beziehung Bakunin's anarchistische Propaganda geleistet. Aber das Schwankende und Unbestimmte in den politischen Anschauungen des geliebten Lehrers der russischen Jugend hat gewiß auch ihr Theil beigetragen zu den späteren Programm-Irrfahrten der russischen Revolutionäre. Daß Tichernischewsky's Ansichten über die politischen Aufgaben des westeuropäischen Proletariats sich nie durch große Klarheit auszeichneten, beweist am besten seine Aeußerung „über die Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts“. Diese Aeußerung entnehmen wir seinem Artikel „Die Juli-Monarchie“, der schon 1860 geschrieben ward, d. h. zu der Zeit, wo er, bereits endgiltig enttäuscht über das Verfahren der Regierung in der Bauernfrage, nichts mehr ad usum delphini schreiben mochte. In jenem Artikel wendet er sich unter Anderem an die „besten Männer“, die dem allgemeinen Wahlrecht keine Bedeutung mehr beilegten, nachdem sie gesehen hatten, daß von dessen Einführung in Frankreich nur Reaktionäre und Obskuranten profitirten. Er beruhigt sie nun mit der Erwägung, daß die Reaktionäre und Obskuranten die ihnen günstigen Resultate des allgemeinen Wahlrechts erst nach dem Niedermegeln der Juni-Insurgenten haben erlangen können. Er sagt ihnen nicht, daß das allgemeine Stimmrecht unbedingt für die politische Erziehung der Arbeiterklasse nothwendig sei. Er verweist einfach auf den Stumpfsinn der Bauern: „Das direkte Resultat des Dekrets (betreffend Einführung des genannten Rechts in Frankreich) widersprach den Erwartungen aller ehrlichen Franzosen. Was hat dies aber zu sagen? War denn dieses Dekret von gar keinem Nutzen für die französische Gesellschaft? Jetzt sah man ein, daß die Unwissenheit der Landleute Frankreichs Verderben ist. So lange sie nicht stimmberechtigt waren, kümmerte sich Niemand um dieses furchtbare Uebel. Niemand beachtete, daß allen Ereignissen der französischen Geschichte stets die Unwissenheit der Landleute zu Grunde lag. Es war eine geheime Krankheit, die ungeheilt blieb; und doch erschöpfte sie den ganzen

Organismus. Als aber die Landleute das Wahlrecht erhielten, da bemerkte man endlich, woran die Sache lag. Man erkannte, daß nichts wahrhaft Nützliches in Frankreich durchgeführt werden kann, so lange nicht die ehrlichen Männer die Erziehung der Landleute in die Hand nehmen werden. Jetzt wird es gethan, und die Anstrengungen bleiben doch nicht ganz fruchtlos. Früher oder später werden die Landleute gescheidter werden, und dann wird der Fortschritt in Frankreich leichter von statten gehen. Seien wir also ruhig: mag auch das allgemeine Wahlrecht bei der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung in Frankreich sich „nicht behaupten können, mögen auch die durch das betreffende Dekret gezeitigten bitteren Früchte die öffentliche Meinung veranlassen, vorderhand das allgemeine Wahlrecht zu verwerfen, — jenes Dekret hat denn doch bei großem direkten Schaden indirekt einen unvergleichlich höheren Nutzen mit sich gebracht.“

Es ist hier, wie wir sehen, weder vom Klassenkampf in der französischen Gesellschaft, noch von der revolutionären Rolle des französischen Proletariats die Rede. Alle Hoffnungen Tschernischewsky's beruhen auf etwaigen ehrlichen Männern, die die Erziehung der Landleute in die Hand nehmen werden, wodurch „der Fortschritt in Frankreich leichter von statten gehen wird“. Heutzutage klingt das sehr sonderbar. Aber man muß auch da im Auge behalten, daß das Proletariat für Tschernischewsky das „gemeine Volk“ war, welches sich wenig durch seine Eigenschaften, Bestrebungen und Aufgaben von andern Schichten der arbeitenden Bevölkerung unterschied. Wenn er auch in der eigenthümlichen ökonomischen Lage des westeuropäischen Proletariats etwas Revolutionäres erblickte, so doch nur etwa in dem Sinne, daß die ökonomische Noth die Unzufriedenheit der Arbeiter hervorrufe. Da aber auch die übrigen Schichten der arbeitenden Bevölkerung keine geringe Noth zu leiden haben, so schien ihm die revolutionäre Gesinnung in ihren Kreisen ebenso natürlich zu sein, wie in den Kreisen des Proletariats.

In den Augen der modernen Sozialisten sind die revolutionären Bewegungen der Arbeiterklasse das Resultat des Klassenkampfes in einer auf der Großindustrie beruhenden Gesellschaft. Der moderne Sozialist erblickt die Gewähr für den Sieg seiner Sache in der weiteren Entwicklung

eben dieser Industrie. Nicht so dachte darüber Tschernischewsky. Seine Anschauungen darüber haben eine starke unzweideutig idealistische Färbung.

In seiner Rezension des Bruno Hildebrandt'schen Buches „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“ äußert er sich über diesen Gegenstand, wie folgt: „Das, was wahrhaft menschlich, wahrhaft vernünftig ist, wird bei allen Völkern Anklang finden. ... Die Vernunft bleibt eine und dieselbe unter allen Breiten und Längen, bei allen, ob schwarz-, ob weißhäutigen Menschen. Allerdings leben in den amerikanischen Steppen andere Menschen als in den russischen Dörfern, und auf den Sandwichs-Inseln wohnen Leute, die wenig Ähnlichkeit mit den englischen Gentlemen haben; aber der russische Bauer, der Wilde, der hochhehrwürdige römische Kardinal, sie alle, meinen wir, wollen doch in gleicher Weise essen; um aber essen zu können, wollen sie alle etwas haben. Das Streben nach Verbesserung der eigenen Lage ist eine wesentliche Eigenschaft der ganzen Menschheit. Wären die neuen Theorien der Menschennatur zuwider, so würden sie nicht die Grenzen des Landes und den Kreis der Menschen überschritten haben, denen es einfiel, sie zu erfinden, und es würden nicht alle Völker der gebildeten Welt diesen Theorien zuneigen.“\* Es ist kaum nöthig, zu wiederholen, daß die Völker der gebildeten Welt dem Sozialismus nicht deshalb zuneigen, weil er der „Menschennatur“ entspricht (dies würde noch gar nichts zu bedeuten haben), sondern einzig deshalb, weil er der Natur des ökonomischen Zustandes der jetzigen zivilisirten Menschheit entspricht.

Die für Tschernischewsky's Entwicklung entscheidenden Jahre fallen gerade in die Zeit, wo das europäische Proletariat, nach der Revolution von 1848 niedergestampft, kein politisches Lebenszeichen von sich gab. Das Proletariat aus der Ferne beobachtend und außer Stand gesetzt, dessen Bewegungen in der vorhergehenden Epoche durch persönliche Beobachtungen kennen zu lernen, hatte Tschernischewsky natürlich keine Veranlassung, sich in die historische Rolle desselben hineinzudenken. Wenn er auch prinzipiell anerkannte, daß das Proletariat sich aus eigener Kraft be-

---

\* „Sowremennik“, März 1861. Bibliographie, S. 71.

freien muß, so neigte er doch mitunter ungemein befremdenden Plänen zur Hebung seiner Lage zu. Wir haben dabei einen Artikel im Auge, der in dem Maiheft des „Sowremennik“ für 1861, in dem Abschnitt für ausländische Literatur abgedruckt war. Sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß Tschernischewsky persönlich diesen Artikel nicht geschrieben hat. Da aber dieser ökonomische Fragen behandelt, und im „Sowremennik“ alles, was nur irgendwie ökonomische Fragen berührte, durch Tschernischewsky's Hände ging, so hätte er natürlich nicht gedruckt werden können, wenn er den Anschauungen unseres Verfassers widersprechen würde. Jedenfalls muß dieser Artikel als sehr bezeichnend für die Anschauungen des Kreises des „Sowremennik“ über die soziale Frage betrachtet werden. Der Aufsatz beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß das Proletariat eine ausschließlich der neuesten Geschichte eigenthümliche Erscheinung sei. „Erst in diesem Jahrhundert erschien es (das Proletariat) als ein bewußtes selbständiges Ganzes. Vor dem neunzehnten Jahrhundert gab es vielleicht mehr öffentlicher Hilfe bedürftige Arme als jetzt, aber von einem Proletariat konnte nicht die Rede sein. Dieses ist die Frucht der neuesten Geschichte.“ Weiter bemerkt der Verfasser sehr richtig, daß die industrielle Frauenarbeit die Emanzipation der Frau innerhalb der Familie verbürge. Jeder, der das liest, könnte glauben, daß er es hier mit einem Mann zu thun hat, der ganz auf dem Standpunkt des modernen Sozialismus steht. Man wird aber sofort enttäuscht, sobald der Verfasser auf die praktischen Mittel zur Hebung der Lage des Proletariats zu sprechen kommt. Bei Besprechung der Lage der Lyoner Seidenweber will er nämlich diese durch eine „Dezentralisation der Produktion, durch Errichtung von Werkstätten außerhalb der Stadt, durch Verbindung der Weberarbeit mit der Landwirthschaft retten. Eine solche Verbindung, meint er, werde den Wohlstand des Arbeiters bedeutend heben. Eine andere Quelle für die Hebung des Wohlstandes der Weber sieht er in der Billigkeit der Rohmaterialen in den Dörfern. Hier seine eigenen Worte: „Der Anfang der Befreiung des Lyoner Arbeiters von der Tyrannei des Patrons ist die Gründung einer eigenen Werkstätte außerhalb der Stadt. Wie aber dies durchführen? Woher kriegt er das nöthige Geld? Auf Meister und Fabrikanten kann man nur in Ausnahmefällen rechnen, und daher muß also

der Staat seinen Beistand, sein Geld hergeben. Nur wenn die Regierung dem Lyoner Proletarier Kredit giebt, kann dieser sich von der Ausbeutung seiner Arbeit durch den Kapitalisten „befreien und sich auf eigene Füße stellen.“ Es sei aber zu befürchten, daß die Arbeiter nicht auf das Land würden ziehen wollen: „Das Stadtleben bietet vielen Arbeitern angenehme Seiten, die sie im Landleben nicht finden werden. ... Das ist aber ein vorübergehendes Uebel. Man darf natürlich nicht erwarten, daß alle Arbeiter auf einmal aus Lyon in die umliegenden Ortschaften übersiedeln werden; doch hat man auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß der Nutzen einer solchen Uebersiedelung den Arbeitern mehr und mehr zum Bewußtsein kommen wird. Einige gelungene Versuche — und der Arbeiter wird den Ausweg aus seiner gegenwärtigen traurigen Lage schon erblicken. Für den Anfang würde es genügen, kleine Wirthschaften und Werkstätten für einzelne Familien zu errichten; später würde es nicht mehr schwer fallen, zur Gründung von Genossenschaften und zur Errichtung von Fabriken mit mechanischen Motoren auf gemeinsame Rechnung zu schreiten.“

In Tschernischewsky's Zeitschrift macht dieser Vorschlag einen unerquicklichen Eindruck. Man sieht, daß weder der Verfasser jenes Artikels, noch die Redaktion der Zeitschrift sich darüber klar waren, auf welche Weise sich die Arbeiter durch eigene Kraft befreien werden. Für die modernen Sozialdemokraten ist die Sache ganz klar: die ökonomische Befreiung des Proletariats wird eine Folge seiner politischen Herrschaft sein, wenn es sich der politischen Gewalt bemächtigt hat. Der Verfasser jenes Vorschlags zur ökonomischen Befreiung der Lyoner Weber weist dagegen der Regierung Napoleon's III. die Hauptrolle zu. Diese Regierung sollte die Initiative ergreifen, um die Arbeiter nach und nach an den Gedanken einer Uebersiedelung in die Dörfer zu gewöhnen. Die Arbeiter hätten also ein passives Objekt der wohlthätigen Einwirkung der bonapartistischen Regierung bilden sollen. Dies widerspricht grundsätzlich den Anschauungen der Sozialdemokraten, — von der gänzlich ungenügenden ökonomischen Seite des Vorschlags schon gar nicht zu sprechen. Freilich war aber das Erscheinen solcher Vorschläge im „Sowremennik“, wenn man will, begreiflich und natürlich. Wir haben ja schon gesehen, wie Tscherni-

tschewsky über das allgemeine Wahlrecht dachte: er betrachtete es nicht als eine nothwendige Waffe des Proletariats in seinem Kampfe gegen die Bourgeoisie. Wer aber sich über die Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts in diesem Kampfe nicht klar ist, der ist auch über alle politischen Aufgaben desselben überhaupt im Unklaren, dem fehlt auch die Einsicht in die Nothwendigkeit der Vereinigung des Proletariats zu einer besonderen politischen Partei behufs Eroberung der politischen Macht. Und daher wird ein solcher, wenn auch noch so ehrlicher Freund der Arbeiterklasse nothwendig immer schwanken, sobald es sich um praktische Maßnahmen zur Hebung der Lage der Arbeiter handeln wird. Er wird von ganzem Herzen mit ihrer revolutionären Bewegung sympathisiren; in friedlichen Zeiten wird er aber keinen Anstand nehmen, die Sache der Hebung ihrer Lage den Händen der gerade bestehenden Regierungen anzuvertrauen: da er sich über die politischen Aufgaben der Arbeiter nicht klar ist, so kann er es auch nicht sein über die Bedeutung ihrer politischen Selbständigkeit. Ueberhaupt kann man sagen, daß das Verständniß für die modernen Aufgaben des Proletariats sich am deutlichsten in den Ansichten über die Taktik dieser Klasse in ruhigen, friedlichen Zeiten offenbart. Um mit einem revolutionären Ausbruch von Seiten der Arbeiter zu sympathisiren, braucht man nur an der Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung nicht interessirt zu sein. Um sich aber einen klaren Begriff zu bilden über die Taktik, die die Arbeiter befolgen müssen zu einer Zeit, wo es keine Revolutionen giebt und keine in absehbarer Zeit zu erwarten sind, — muß man alle Aufgaben, alle Bedingungen und den ganzen Gang der Emanzipationsbewegung der Arbeiterklasse klar erfaßt haben. Tschernischewsky war über dies Alles noch im Unklaren; daher auch das Erscheinen von Plänen, wie der oben angeführte, in den Blättern des „Sowremennik“.

Es ist merkwürdig, daß Tschernischewsky, trotzdem er energisch für die Einmischung des Staates in die ökonomischen Verhältnisse verschiedener Gesellschaftsklassen eintritt, nirgends von einer gesetzlichen Einschränkung des Arbeitstags spricht. Demselben Gegenstand legte er offenbar gar keine Bedeutung bei, oder, besser gesagt, er dachte gar nicht darüber nach.

Für die mit der europäischen sozialistischen Bewegung und Literatur bekannten Leser dürfte es nicht ohne Interesse sein, noch zu erfahren, daß unser Verfasser in Proudhon „den wahren Vertreter der von dem gemeinen Mann in Westeuropa erreichten geistigen Höhe“ erblickte. Zwar ist er keineswegs ein Verehrer Proudhon's. Er erkennt wohl seine schwachen Seiten, sein Schwanken, seine Inkonsistenz. „Doch in allem diesem sehen wir wiederum die allgemeinen Züge des intellektuellen Zustandes, in dem sich gegenwärtig der westeuropäische gemeine Mann befindet. Dank seiner gesunden Natur, seiner herben Lebenserfahrung begreift er eigentlich die Dinge unvergleichlich besser, richtiger und tiefer, als die Angehörigen der besser situierten Klassen. Aber zu ihm sind noch nicht jene wissenschaftlichen Anschauungen gelangt, die am besten seiner Lage, seinen Neigungen, seinen Bedürfnissen entsprechen, und die mit dem jetzigen Niveau der Wissenschaften in Einklang stehen.“ Von welchem „gemeinen Mann“ spricht hier Tschernischewsky? Versteht er darunter die Bauern, die kleinen selbständigen Handwerker, oder die Proletarier im eigentlichen Sinne dieses Wortes? Er spricht von allen diesen im Allgemeinen, ohne zwischen den verschiedenen Schichten der arbeitenden Bevölkerung irgendwie zu unterscheiden, denn sie alle verschmolzen in seinem Kopfe zu dem Gesamtbegriff des „gemeinen Volkes“. Anders denken darüber die modernen Sozialisten. Schon im Jahre 1848 hoben Marx und Engels in ihrem „Kommunistischen Manifest“ den schroffen Unterschied zwischen Bauern und Handwerkern einerseits und dem Proletariat anderseits hervor. Für die Verfasser des Manifests sind die Bauern und die kleinen Handwerker, insofern sie an der ökonomischen Besonderheit ihrer Lage festhalten und sich nicht auf den Standpunkt des Proletariats stellen, Reaktionsäre, die das Rad der Geschichte zurückdrehen möchten. Einzig im Proletariat erblicken Marx und Engels die wahrhaft revolutionäre Klasse der modernen Gesellschaft. Demgemäß mochten sie auch in Proudhon wohl einen Vertreter des „gemeinen Volkes“ sehen, aber eines „gemeinen Volkes“, welches noch in der kleinbürgerlichen Produktion steckt. Für Marx war Proudhon's Sozialismus ein Sozialismus der Kleinbür-

---

\* „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“, S. 21, 24.

ger, oder, wenn man will, der Bauern, dieser Kleinbürger in der Landwirtschaft. Die Inkonsequenz und das Schwankende der Broudhon'schen Ideen erklärte Marx nicht daraus, daß zu ihm das letzte Wort der Wissenschaft noch nicht gelangt sei, sonder daraus, daß ihn die aus den kleinbürgerlichen Kreisen herübergenommenen Vorurtheile und vorgefaßten Meinungen unfähig machten, dieses letzte Wort zu verstehen, — auch dann, wenn es zu ihm gelangt wäre.\* Der Unterschied in der Beurtheilung Broudhon's durch Marx und Tschernischewsky spiegelt so recht die Verschiedenheit ihrer Auffassung von der gesammten europäischen Arbeiterbewegung wieder.

#### IV.

Wir kennen bereits das Verhalten Tschernischewsky's zu „unseren gemeinsamen großen europäischen Meistern“, bei denen noch heutzutage die Russen fleißig in die Lehre gehen müssen. Wir wissen, daß die deutsche Philosophie einen ungeheuren Einfluß auf die Ausbildung der Tschernischewsky'schen Anschauungen hatte. Wir wissen ferner, in welcher Periode ihrer Entwicklung er sie kennen lernte: in der Uebergangsperiode vom Idealismus zum Materialismus. Die materialistische Anschauung erreichte in dieser Uebergangsperiode noch lange nicht die Stufe der Vollkommenheit, Klarheit und Folgerichtigkeit, auf welche sie später durch die Arbeiten von Marx und Engels erhoben wurde. Dieser Umstand machte sich nun in Tschernischewsky's Anschauungen stark bemerkbar. Wenn wir dieselben mit der Lehre der Schule „vergleichen, die sich später aus der Marx'schen Theorie entwickelte, so finden wir in ihnen viele Lücken, viele Unklarheiten und viele Inkonsequenzen. Vom Standpunkte der modernen europäischen Wissenschaft können seine historischen und sozialistischen Anschauungen in keinem Falle als ausreichend betrachtet werden. Wer sich jetzt noch an sie halten wollte, der wäre ein wissenschaftlicher zurückgebliebener Mensch. Aber wir wollen, indem wir dies aussprechen, keineswegs den großen russischen Schriftsteller tadeln. Seiner Entwicklung war in hohem Grade der Umstand hinderlich, daß er in einem Lande lebte,

---

\* Siehe „Das Glend der Philosophie“.



welches in jeder Hinsicht zurückgeblieben war, und wohin oft die neuesten Entdeckungen und Strömungen der sozialen Wissenschaft gar nicht gelangten; und dabei bot auch das ihn umgebende Leben gar keinen Stoff zu selbständigen Entdeckungen in dieser Richtung. Außerdem muß man bedenken, daß die von Marx und Engels in der Gesellschaftswissenschaft herbeigeführte Ummwälzung selbst von den begabtesten Köpfen in Westeuropa nicht sogleich ihrem Werthe gemäß geschätzt wurde. Lassalle lebte unter Bedingungen, die seiner sozialen und politischen Ausbildung sehr günstig waren, auch stand er zu den Begründern des modernen Sozialismus in nahen Beziehungen; er brauchte also, scheint es, nur die von Anderen ausgearbeiteten und ihm dank seinen Lebensverhältnissen durchaus zugänglichen Ideen sich anzueignen, — und dennoch stoßen wir in seinen Werken auf eine Menge schreiender Widersprüche. In seinen größeren Schriften („Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln“, „Das System der erworbenen Rechte“) erscheint er als Idealist vom reinsten Wasser und spricht von einer Selbstentwicklung der Begriffe. In seinen agitatorischen Schriften steht er dem modernen Materialismus schon weit näher, er erkennt bereits fast vollständig sämtliche Lehrsätze desselben an; dennoch aber findet man auch hier noch viel Unklarheit und Inkonsistenz. Wie viel Verbesserungen erheischt jetzt nicht seine hervorragendste polemische Schrift „Bastiat-Schulze“! Wie Tschernischewsky, so muß auch Lassalle als ein Repräsentant der Uebergangsepoche in der Entwicklung des philosophischen sozialistischen Gedankens betrachtet werden. Doch die Lücken und Widersprüche in Lassalle's Anschauungen haben ihn nicht verhindert, sich wesentlich um die Entwicklung seines Vaterlandes verdient zu machen. Ebensovienig verhinderten es Tschernischewsky's unvollkommen ausgearbeitete Anschauungen, daß er sich in gleicher Weise bethätigte. Wohl läßt sich jetzt, von Marx' Standpunkt aus, gar Manches an Tschernischewsky's theoretischen Erörterungen und Praktischen Vorschlägen aussetzen. Allein für seine Zeit und für sein Land waren auch jene Ansichten, die wir heutzutage als irrig betrachten müssen, in höchstem Grade wichtig und fruchtbringend, weil sie den russischen Gedanken aufrüttelten und ihn auf die Bahn drängten, die zu betreten ihm in der vorhergehenden Periode nicht gelungen war, — auf die Bahn des Studiums der sozi-

alen und ökonomischen Fragen. In der politischen Oekonomie, in der Geschichte, sogar in der Aesthetik und in der literarischen Kritik hat Tschernischewsky eine Fülle von Ideen ausgestreut, die bis jetzt noch nicht in ihrem ganzen Umfange von der russischen Literatur verstanden und hinlänglich ausgearbeitet worden sind. Um mit wenigen Worten Tschernischewsky's Bedeutung für Rußlands geistige Entwicklung zu kennzeichnen, genügt es, auf folgende Thatfache hinzuweisen, die von keinem Kenner der russischen Literatur während der letzten dreißig Jahre bestritten werden kann. Weder die russischen Sozialisten mit ihrer Unzahl von Fraktionen und Richtungen, noch die legale russische Kritik und Publizistik haben einen einzigen Schritt vorwärts gethan, seitdem Tschernischewsky's literarische Thätigkeit aufgehört hatte. In seinen Schriften findet man alle die Ideen und Anschauungen, deren Verbreitung den Ruhm der vorgeschrittenen Schriftsteller der nachfolgenden Periode ausmachte. Diese Schriftsteller haben Tschernischewsky's Ideen keineswegs verbessert, noch auch konnten sie dies thun, weil all die Mängel, welche Tschernischewsky's Weltanschauung kennzeichneten, der ihrigen in noch weit höherem Grade anhafteten. Die schwache Seite der Tschernischewsky'schen Anschauungen war bedingt durch seine Unkenntniß der neuesten Richtung des philosophischen Gedankens in „Europa, der Lehre von Marx und Engels. Haben aber etwa die literarischen Häupter in der nachfolgenden Periode diese Lehre gut begriffen? Sie begannen von der Unanwendbarkeit der westeuropäischen Theorien in Rußland, von der „subjektiven Methode“ in der Soziologie, von den Eigenthümlichkeiten der russischen ökonomischen Verhältnisse, von den Irrthümern des Westens zu sprechen, — kurz, sie wurden mehr oder weniger bewußte, mehr oder weniger eifrige Fürsprecher jener „volksthümlerischen“ Lehre, die Tschernischewsky sicherlich als ganz undauiliche Mystik bezeichnet hätte. Nachdem sie aber einmal den Irrweg der „Volksthümelei“ betreten, konnte bei ihnen der Gedanke an eine ernsthafte Kritik Tschernischewsky's nicht einmal aufkommen. Im Gegentheil. Mit einem, einer besseren Sache würdigen Eifer vertheidigten sie oft gerade diejenigen seiner Ansichten, die fehlerhaft waren und seine Rückständigkeit gegenüber der europäischen Wissenschaft bekundeten. Ein merkwürdiges Schicksal haben geniale oder auch begabte Männer, welche einen fühlbaren

Einfluß auf die geistige Entwicklung ihres Landes ausüben! Ihre Anhänger und Verehrer machen sich oft gerade ihre Fehler und Irrthümer zu eigen, die sie dann mit dem ganzen Enthusiasmus, den ein großer Name hervorruft, vertheidigen. An Beispielen einer derartigen, auf den ersten Blick sehr seltsamen Vorliebe der Schüler für die Irrthümer ihrer Meister ist die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit geradezu überreich. Wonach griff z. B. der rechte Flügel der Hegel'schen Schule? Nach den Irrthümern und Inkonsequenzen des genialen Philosophen. Was kauten die sogenannten Positivisten mit besonderer Beharrlichkeit immer und immer wieder? Gerade die scholastische Seite von August Comte's Lehre. (Mögen uns die Leser die wahrhaft feyerliche Zusammenstellung von Comte und Hegel verzeihen!) Wahrlich, die Obskuranten haben den menschlichen Geist verkannt, als sie ihm die Tendenz des ewigen Fortschritts und der ewigen Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zuschrieben! In Wirklichkeit ist er der trügste unter allen Konservativen.

Doch kehren wir zu unserem Autor zurück. Da wir bereits „den allgemeinen Charakter seiner Anschauungen kennen, wie auch die Vorzüge und Mängel der ihm eigenthümlichen Auffassung von „den erhabenen Ideen der Wahrheit, der Kunst, der Wissenschaft“, so können wir uns leicht von seiner literarischen Thätigkeit Rechenschaft geben.

Die erste praktische Frage, mit der Tschernischewsky sich zu befassen hatte, war die Frage der Bauern-Emancipation. Anfänglich, als diese Frage von der Regierung Alexanders II. auf die Tagesordnung gesetzt wurde, glaubten die Fortschrittsfreunde in Rußland, es werde nicht schwer fallen, dieser Regierung zu zeigen, wie sehr ihre eigenen Interessen mit denen der zu befreienden Bauernschaft zusammenfielen. Manche glaubten sogar, die Regierung sei sich darüber selbst von vornherein klar. „Du hast gesiegt, Nazarener!“ schrieb Herzen an den jungen Zaren. Um dieselbe Zeit brachte er öffentlich einen Toast auf den Zaren-Befreier aus. ... Eine Zeit lang scheint auch Tschernischewsky sich denselben Illusionen hingegeben zu haben. Wenigstens gab er sich viel Mühe, der Regierung klar zu machen, worin ihre wohlverstandenen Interessen lagen. Wie viel er über die Bauernfrage schrieb, sieht man daraus, daß die Aufsätze darüber einen sehr dicken Band der ausländischen Ausgabe seiner Werke ausfüllen.

Selbstverständlich trat er für die Befreiung der Bauern mit Land ein und er behauptete, daß für die Regierung die Ablösung der den Bauern zuzuweisenden Grundstücke keine Schwierigkeiten darbieten könne. Diesen Gedanken suchte er sowohl durch theoretische Erwägungen, wie auch durch die eingehendsten Berechnungen zu beweisen. „Wie so kann die Ablösung des Grund und Bodens wirklich schwer fallen? Wie kann sie die Kräfte des Volkes überstiegen? Das ist unwahrscheinlich — schrieb er in seiner Abhandlung: „Ist die Ablösung des Grund und Bodens schwierig?“ — Das widerspricht den Grundbegriffen der Volkswirtschaft. Die politische Oekonomie sagt geradeaus, daß alle materiellen Kapitalien, die eine bestimmte Generation von den vorhergehenden geerbt hat, im Vergleich zur Werthmasse, welche durch die Arbeit dieser Generation erzeugt wird, keinen sehr bedeutenden Werth darstellen. Zum Beispiel, das ganze dem französischen Volk gehörende Land mit allen Bauten, sammt dem, was sich darin befindet, mit allen Schiffen und deren Ladungen, mit allem Vieh, allem Gelde und allen anderen Reichthümern, die diesem Lande gehören, machen kaum einen Werth von hundert Milliarden Franken aus; die Arbeit aber des französischen Volkes erzeugt jährlich einen Werth von fünfzehn oder mehr Milliarden Franken, d. h. das französische Volk erzeugt in nicht mehr als sieben Jahren eine Werthmasse, die dem Werth von ganz Frankreich — vom Kanal La Manche bis zu den Pyrenäen — gleichkommt. Hätten also die Franzosen von irgend jemand ganz Frankreich abzulösen, so könnten sie dies in einer Generation thun, wenn sie dafür bloß den fünften Theil ihrer Einnahmen verwendeten. Und worum handelt es sich bei uns? Haben wir denn ganz Rußland mit allen seinen Reichthümern abzulösen? Nein, nur den Grund und Boden allein. Und etwa den ganzen Grund und Boden? Nein, nur die Grundstücke in denjenigen Gouvernements des europäischen Rußland, wo die Leibeigenschaft sich eingewurzelt hat“ u. s. f.\* Nachdem er sodann gezeigt, daß die abzulösenden Grundstücke nicht mehr als den sechsten Theil der Fläche des europäischen Rußland ausmachen, bringt er nicht weniger als acht verschiedene

---

\* Siehe den zitierten Aufsatz im 5. Bande der ausländischen Ausgabe der Werke Tschernishevsky's.

Pläne von Grundablösungsoperationen in Vorschlag.\* Er meint, die Regierung wäre im Stande, auf Grund eines dieser Pläne, die bäuerlichen Landantheile nicht nur ohne Belastung der Bauern, sondern auch mit großem Vortheil für die Staatskasse abzulösen. Die Grundidee aller seiner Pläne war „die Nothwendigkeit, bei der Festsetzung der Ablösungssumme diese möglichst niedrig zu bestimmen“. Jetzt kann man diese Aufsätze Tschernischewsky's nicht ohne ein bitteres Lächeln lesen. Die Wirklichkeit hat den naiven Glauben der damaligen Fortschrittsfreunde in Rußland allzu grausam zu Schanden gemacht. Die Regierung ließ keinen Augenblick die Interessen des Fiskus außer Acht, an die Interessen der Bauern aber dachte sie gar nicht. Das wurde von Tschernischewsky bald erkannt. Schon im Jahre 1858 erschien seine Abhandlung „Zur Kritik der philosophischen Vorurtheile gegen den ländlichen Gemeindebesitz“ mit dem vielsagenden Motto: „Wie weh, wie weh, wie weh!“ Gewöhnlich betrachtet man diese vorzügliche Abhandlung als die energischste und gelungenste Vertheidigung des ländlichen Gemeindebesitzes; wir wollen sie jedoch vom Standpunkte des Prinzips der Befreiung der Bauern mit Land selbst untersuchen. Sie beweist, daß Tschernischewsky schon 1858 alle Hoffnung auf eine günstige Lösung der Bauernfrage durch die Regierung verloren hatte. „Ich schäme mich vor mir selber, — heißt es im Anfang dieser Abhandlung — ich schäme mich über meine unzeitige Zuversicht, mit der ich die Frage des Gemeineigenthums der Bauerngemeinden an Grund und Boden aufgeworfen habe. Dadurch wurde ich in meinen eigenen Augen thöricht, ja geradezu dumm. ... Es ist schwer, den Grund meiner Beschämung zu erklären, aber ich will es versuchen, so gut es geht. So wichtig auch mir die Frage der Erhaltung des ländlichen Gemeindebesitzes erscheint, so bildet sie doch nur eine Seite des Ganzen, zu dem sie gehört. Dieses Prinzip, als die höhere Garantie des Wohlstandes der betreffenden Menschen, bekommt einen Sinn erst dann, wenn bereits andere, untergeordnetere Garantien gegeben sind, die jenem Prinzip erst Raum schaffen sollen. Als solche Garantien müssen zwei Bedingungen gelten. Erstens

---

\* Er liebte es nicht weniger denn Owen, seine praktischen Vorschläge durch Ueberschläge und detaillirte Berechnungen zu stützen.

muß die Grundrente den Mitgliedern der Landgemeinde gehören. Das ist aber noch nicht genug. Man muß noch bedenken, daß die Grundrente nur dann wirklich ihren Namen verdient, wenn die Person, welche sie bezieht, durch keine Kreditverpflichtungen belastet ist, die aus dem Bezug der Rente selbst entspringen. ... Wenn Jemand auch nicht so glücklich ist, eine, mit keinen Verpflichtungen belastete Rente zu beziehen, so wird wenigstens angenommen, daß der Betrag dieser Verpflichtungen im Verhältnis zur Höhe der Rente nicht sehr groß ist. ... „Nur unter der Voraussetzung dieser zweiten Bedingung kann man Jemandem, an dessen Wohlfahrt man Antheil nimmt, eine Rente wünschen.“ Diese Bedingung konnte aber bei der Bauernemanzipation nicht erfüllt werden, und daher hielt es auch Tschernischewsky für unnütz, nicht nur für den ländlichen Gemeindebesitz, sondern auch für die Vertheilung von Land an die Bauern einzutreten.\*

Im Roman „Prolog zum Prolog“ behauptet Wolgin (Tschernischewsky) vollends, es wäre besser, die Bauern ohne Land zu befreien: das „würde weniger Verzögerungen, wahrscheinlich auch eine geringere Belastung der Bauern mit sich bringen. Wer von den Bauern Geld hat, der wird sich Land kaufen. Wer es nicht hat, der soll auch nicht verpflichtet sein, es zu kaufen. Dies würde sie ja nur ruiniren. Die Grundablösung ist ja doch auch nur ein Kauf. Die Wahrheit zu sagen, wäre es besser, die Bauern ohne Land zu befreien. ... Die Frage ist so gestellt, daß ich keinen Grund sehe, mich auch nur darüber zu ereifern, ob die Bauern überhaupt befreit werden oder nicht; und um so weniger darüber, wer sie befreien wird, die Liberalen oder die Gutsherrn. Meines Erachtens ist dies ganz gleich. Oder die Gutsherrn sind sogar besser.“\*\*

---

\* Vgl. Werke, 5. Band, S. 472—478.

\*\* „Prolog zum Prolog, S. 199. — Dieser Roman wurde, wie es scheint, noch zur Zeit der Bauernreform geschrieben, erschien aber im Druck erst 1877 (in der Ausgabe der Redaktion des „Wperjod“ zu London). In diesem Roman werden unter fingirten Namen die hervorragendsten politischen und literarischen Persönlichkeiten jener Zeit dargestellt.

An einer anderen Stelle des Romans beleuchtet Tschernischewsky sein Verhältniß zu dem damaligen Stadium der Bauernfrage von einer anderen Seite: „Da spricht man: die Bauern muß man befreien. Wo sind die Kräfte, um solches auszuführen? Sie sind noch nicht vorhanden. Es ist Unsinn, etwas anzufangen, ohne dazu die nöthigen Kräfte zu besitzen. Sie sehen aber, alles führt dazu: man wird sie befreien. Was daraus folgen wird, werden sie wohl selbst begreifen: was kann überhaupt Gutes aus einer Sache werden, die man anfängt, ohne sie durchführen zu können? ... Die Sache wird nur verdorben, das Resultat ist ein abscheuliches. O, über unsere Herren Befreier, alle Eure Kjasanzem und Genossen! Das sind Aufschneider, Großmäuler, Dummköpfe!“

Diese Betrachtungen über die Vorzeitigkeit der Bauernbefreiung sind allerdings irrig. Die Leibeigenschaft war ein ungeheures Uebel, sie hemmte so sehr die Entwicklung sämtlicher Seiten des sozialen Lebens im damaligen Rußland, daß ihre Aufhebung in keinem Falle und unter keinen Umständen verfrüht sein konnte. Um jedoch Tschernischewsky's Auffassung von dieser Sache richtig zu verstehen, muß man bedenken, daß ihm die damaligen Ereignisse nicht in derselben Perspektive erscheinen konnten, in welcher sie uns jetzt erscheinen. Er scheint nämlich einige Hoffnungen auf die Bauernaufstände gesetzt und zugleich ein schnelles Wachstum der vollständig auf Seiten der Bauern stehenden extremen Partei für möglich gehalten zu haben. Die Bauernbefreiung konnte ihm also nur in dem Sinne verfrüht erscheinen, daß sie die Bauernunruhen beschwichtigte, so daß der gordische Knoten der Herrengewalt nicht mehr durch das Beil der Bauern durchhauen werden konnte; und daß anderseits die extreme demokratische Partei noch nicht stark genug war, um auf die Regierung einen ernststen Druck ausüben zu können. Es mochte ihm nun scheinen, daß es nur einiger Jahre bedürfe, damit die Partei die dafür nöthige Stärke erreiche; und daher konnte er auch einen kurzen Aufschub der Emanzipation für nützlich halten, mit Rücksicht nämlich auf die Wichtigkeit der davon zu erwartenden Resultate. Daß er aber eine revolutionäre Bewegung im

---

\* U. a. D. S. 110.

damaligen Rußland für durchaus möglich hielt, — darauf weisen ganz deutliche Anspielungen in seinen Artikeln hin.

Die russischen „Volksthümler“ idealisiren jetzt maßlos den russischen Bauer, und entdecken in ihm mit einer erstaunlichen Leichtigkeit alle die Eigenschaften und Bestrebungen, die sie in ihm sehen möchten. N. G. Tschernischewsky dagegen war von einer solchen falschen Idealisirung der Bauern sehr entfernt. Ueberhaupt erschien ihm das damalige Rußland in keinem besonders anziehenden Lichte. Mitunter versteigt er sich sogar zu den schärfsten absprechenden Urtheilen über seine Landsleute: „Elende Nation, elende Nation“ — ruft er aus — „eine Nation von Sklaven, von oben bis unten lauter Sklaven!“ — Selbst in seinen ruhigeren Momenten verließ ihn nie das Bewußtsein der ungeheuren Stumpfheit und Dumpfheit der russischen Bauernschaft. In dieser Hinsicht war er der direkte Erbe der Ansichten Bjelinsky's, der kurz vor seinem Tode sich dahin äußerte, der Streit mit den Slavophilen habe ihm dazu verholfen, „den mystischen Glauben an das Volk von sich abzuschütteln.“ Er spricht es kategorisch aus, daß die Bauern äußerst unentwickelt, oder (horribile dictu!) geradezu dumm sind. „Aber übereilt Euch nicht, daraus auf eine Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Erfüllung Eurer Hoffnungen schließen zu wollen, wenn Ihr die Verbesserung der Lage des Volkes herbeiwünscht“ — fügt er hinzu. — „Nehmt den alltäglichsten, ... den banalsten Menschen: so apatisch und kleinlich sein ganzes Leben auch sein mag, es weist doch Momente ganz anderer Art auf, Momente energischer Anstrengungen, kühner Entschlüsse. Dasselbe findet man auch in der Geschichte des Volkes.“

Auf einen solchen Moment kühner Entschlüsse, die zu einem allgemeinen Volksaufbruch führen konnten, setzte denn auch Tschernischewsky seine Hoffnungen. Dieser Augenblick schien ihm nicht mehr fern zu sein, und genau ebenso dachten fast alle die besten Männer jener Zeit. Auf dieser Zuversicht beruhten die am Anfang der sechziger Jahre entstandenen geheimen revolutionären Verbindungen. Diese Zuversicht wurde genährt theilweise durch die Bewegungen der befreiten Bauern, die auf

---

\* Siehe Hypin: „Bjelinsky, sein Leben und sein Briefwechsel“, 2. Band, S. 321—325.



eine „wahre Freiheit“ warteten, theilweise durch die Lage der Dinge im Westen. Die Ereignisse in Italien, der nordamerikanische Krieg, starke <sup>78</sup>politische Gährungen in Oesterreich und in Preußen, — das alles konnte den Glauben erwecken, die seit 1849 herrschende Reaktion werde endlich durch eine neue Freiheitsbewegung besiegt werden. Und da durfte man hoffen, daß die Ereignisse in Europa auch Rußland fortreißen würden. Man glaubt doch so leicht an das, was man wünscht! Tschernischewsky und seine Gesinnungsgenossen sahen eben noch nicht ein, daß die politischen Bewegungen des Westens der inneren Entwicklung Rußlands nur dann einen heilsamen Anstoß geben können, wenn dessen innere, vor Allem dessen ökonomische Verhältnisse wenigstens bis zu einem gewissen Grade sich den Verhältnissen des Westens genähert haben. Heute besteht bereits diese Annäherung, und sie nimmt, man kann sagen, mit jeder Stunde zu. Aber am Anfang der sechziger Jahre war es noch bei weitem nicht so. Deshalb konnten die Freiheitsbewegungen des Westens damals eher den russischen Stillstand, als den russischen Fortschritt fördern.

## V.

Wenn Tschernischewsky bei all seiner heißen Liebe für das Volk dessen Mängel mit nüchternen Augen zu sehen vermochte, so kann man sich schon vorstellen, wie er den Adel und die damals ziemlich stark polternde liberale Partei beurtheilen mußte. Da kannte er keine Schonung. Wir haben bereits Wolgin's Urtheil über die Liberalen Kjasanzew und Genossen angeführt. Solcher Urtheile findet man im „Prolog zum Prolog“ die schwere Menge. Ueberhaupt benutzte er jede Gelegenheit, um die russischen Liberalen in seinen Artikeln zu verspotten und öffentlich zu erklären, daß weder er, noch die ganze extreme Partei mit ihnen etwas gemein hätten. Feigheit, Kurzsichtigkeit, Bornirtheit, Unthätigkeit, schwaghafte Prahlerei — dies die hervorstechendsten Eigenschaften, die er in den damaligen Liberalen sah. Das ist beinahe buchstäblich die Charakteristik, die er in seinem, im „Athenäum“ von 1858 erschienenen Artikel „Ein Russe beim <sup>79</sup>Stelldichein“ gab. Dieser Artikel bespricht Turgenjew's Novelle „Assja“; da aber „Assja“ im „Somremennik“ erschienen war, so hielt

es Tschernischewsky für unpassend, darüber in seiner Zeitschrift zu schreiben. Von der Novelle selbst wird im Artikel sehr wenig, besser gesagt, beinahe gar nicht gesprochen. Tschernischewsky greift nur die Szene der Liebeserklärung zwischen dem Helden der Novelle und Assja heraus, und macht dazu seine Bemerkungen. In dieser Szene handelt es sich darum, daß der Turgenjew'sche Held im entscheidenden Augenblicke auf einmal das Hasenpanier ergreift. Dieser Umstand nun bringt den Kritiker auf seine „Reflexionen“. Er bemerkt, daß Unentschlossenheit und Feigheit die bezeichnenden Eigenschaften nicht nur dieses Helden sind, sonder der meisten Helden der besten russischen belletristischen Werke. Nicht die Belletristen macht er dafür verantwortlich, da sie ja nur das aufzeichneten, was im wirklichen Leben ihnen auf Schritt und Tritt begegnete. Muth fehlt den russischen Männern, und daher fehlt er auch den Helden der belletristischen Werke. Die Russen sind aber deswegen nicht muthig, weil sie nicht gewöhnt sind, an öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen. „Wenn wir in eine Gesellschaft kommen, so sehen wir um uns Menschen in Uniform, oder im Rock, oder im Tract; einige von ihnen sind fünfseinhalf oder sechs Fuß hoch, andere noch höher; sie lassen die Haare wachsen, oder sie rasiren sich die Backen, die Oberlippe und das Kinn; und wir glauben Männer vor uns zu sehen. Das ist aber ein vollkommener Irrthum, eine optische Täuschung, eine Halluzination, nichts weiter. Unbekannt mit der Gewohnheit, an öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, unvertraut mit den Gefühlen eines Bürgers, wächst ein Kind männlichen Geschlechts nur zu einem Wesen männlichen Geschlechts heran; es erreicht das mittlere Lebensalter, wird später ein Greis, aber ein Mann wird es nie, oder wenigstens wird es nie ein Mann von edlem Charakter. Bei entwickelten, gebildeten und liberalen Menschen fällt der Mangel an edlem Muth noch mehr in die Augen, als bei ungebildeten, da ein entwickelter und liberaler Mensch sich sehr gerne über „hohe Dinge“ unterhält. Er spricht mit Begeisterung und „beredt, aber nur so lange, als es sich nicht darum handelt, von den Worten zu Thaten zu schreiten. So lange es sich nicht um Thaten handelt, so lange es nur gilt, die müßige Zeit, den müßigen Kopf oder das müßige Herz durch Gespräche und Träumereien auszufüllen, ist unser Held gleich bei der Hand; wenn es aber darauf ankommt,

offen und klar seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen, da fangen bereits die meisten Helden zu wanken an, und empfinden so eine Art Schwere in der Zunge. Nur Wenigen, und das sind die Tapfersten, gelingt es noch halb und halb, ihre Kräfte zusammenzufassen und mit stotternder Zunge etwas auszusprechen, was einen dunkeln Begriff von ihren Gedanken giebt. Aber versuche es gar Jemand, ihre Wünsche ernst zu nehmen, und sage zu ihnen: Ihr wollt also das und das; das macht uns viel Freude; fangt also nur an zu wirken und wir werden Euch schon unterstützen; — nach einer solchen Replik wird die eine Hälfte der Helden ohnmächtig zusammenbrechen, die anderen werden Euch sehr grob vorwerfen, daß Ihr sie in eine unangenehme Lage gebracht hättet, und davon sprechen, daß sie von Euch solche Vorschläge nicht erwartet hätten, daß sie ganz überrascht seien und Euch nicht begreifen könnten, denn wie könne man so vorschnell sein; und dabei seien sie ja ehrliche Leute, und nicht nur ehrlich, sondern auch sehr ruhig, und möchten Euch keinen Unannehmlichkeiten aussetzen, und überhaupt könne man denn wirklich alles das ernst nehmen, was so in einer müßigen Stunde gesprochen werde? Das beste sei — gar nichts anzufangen, da ja alles mit Mühe und Unzuträglichkeiten verbunden sei und vorläufig nichts Gutes daraus werden könne“ u. s. w. u. s. w.

Der Objektivität halber muß jedoch hinzugesetzt werden, daß unser Verfasser nicht allein die russischen Liberalen so verächtlich behandelte. In seinen vorzüglichen politischen Uebersichten, die er für den „Sowremennik“ bis zu seiner Verhaftung schrieb, gab er der schonungslosesten Verachtung für alle europäischen Liberalen überhaupt Ausdruck. Die meisten Hiebe bekamen die österreichischen (d. h. die deutsch-liberale Partei in Oesterreich), die preußischen und die italienischen Liberalen. In seinen Abhandlungen über die französische Geschichte bekundet er auch keine große Achtung für die liberale Partei. Alles das konnte natürlich den Repräsentanten des russischen Liberalismus nicht gefallen und in ihrem Kampfe gegen ihn griffen sie zu dem Manöver, zu welchem die Liberalen aller Länder so oft ihre Zuflucht Männern gegenüber genommen haben, die in der Politik über sie selbst hinausgingen: sie warfen ihm vor, daß er die Freiheit nicht liebe, ja daß er zum Despotismus neige. Natürlich konnten solche Vorwürfe der Liberalen unseren Tschernischewsky nur zum Lachen reizen. Er

fürchtete sie so wenig, daß er zuweilen seine Gegner gleichsam zu neuen Vorwürfen herauszufordern suchte, indem er die Richtigkeit ihrer früheren Vorwürfe scheinbar zugestand. „Nichts ergötzt uns so sehr, wie der Liberalismus“ — schreibt er in einer seiner letzten politischen Uebersichten — „es kitzelt uns förmlich, ein paar Liberale aufzufischen, um uns über sie sattlachen zu können.“ Und nun beginnt er über die preußischen Liberalen zu spotten, die, wie er sich treffend ausdrückt, sich darüber ärgerten, daß die politische Freiheit in Preußen „sich nicht von selbst einführt.“<sup>\*</sup> Aber solche „Ergötzungen“ hinderten den aufmerksamen Leser nicht daran, zu begreifen, daß Tschernischewsky's Verachtung für die Liberalen nicht durch Mangel an Liebe zur Freiheit hervorgerufen sei. Man brauchte nur einige von seinen politischen Uebersichten zu lesen, um zu sehen, wie heiß er mit allen Freiheitsbewegungen sympathisirte, wo immer sie auch ausbrachen, sei es in Frankreich oder in Italien, in Amerika oder in Ungarn. Er glaubte nur, daß die Liberalen bei derartigen Bewegungen gewöhnlich eine recht unschöne Rolle spielten. Sie selbst thun sehr wenig, ja sie hemmen sogar oft die Anstrengungen Anderer, indem sie kühnere und entschlosseneren Männer, als sie selbst sind, bekämpfen. Später aber, wenn dank diesen entschlossenen Männern der Kampf zu Ende geht und der Sieg als zweifellos erscheint, da suchen die Liberalen sich in den Vordergrund zu drängen, um die Kastanien zu genießen, die die „Fanatiker“ aus dem Feuer geholt haben. Wer weiß es nicht, daß diese Leute in der Politik dieselben Ausbeuter sind, wie in der Oekonomie, wo sie gewöhnlich zu der Klasse der Geschäftsleute und Unternehmer gehören? Eben dieser ausbeuterischen Neigungen wegen verabscheute sie Tschernischewsky. Und dieser Haß gegen die Ausbeuter ist es auch, den jede Zeile seiner politischen Uebersichten athmet. Wir unsererseits beklagen nicht, daß er sich in dieser Hinsicht klar und bestimmt ausgesprochen hat, sondern vielmehr nur, daß nach ihm keiner unter den politischen Rundschau-schreibern Rußlands desgleichen that. Die politischen Begriffe der tonangebenden russischen Journalistik sind überhaupt in den letzten fünf-

---

\* „Sowremennik“, 1862, März. Politik, S. 188.

\*\* „Sowremennik“, 1862, April. Politik, S. 357.

undzwanzig Jahren ungemein verworren und leicht geworden. Daher gab es auch später in keiner einzigen russischen periodischen Zeitschrift so ausgezeichnete politische Uebersichten, wie sie Tschernischewsky für den „*Sowremennik*“ schrieb. In diesen Uebersichten offenbart sich mit besonderer Kraft sein hervorragender Geist und seine nüchterne Auffassung der Dinge. In ihnen weicht er fast niemals von dem unumstößlichen Grundsatz ab, daß „der Gang der Geschichte von den realen Machtverhältnissen bestimmt wird“, und davon ausgehend analysirt er genau die inneren Triebfedern des damaligen politischen Lebens der zivilisirten Länder. Nur Eins ist an seinen Uebersichten auszusagen. Er hat die hervorragende politische Rolle nicht vorausgesehen, welche die Arbeiterklasse aller fortgeschrittenen Länder in sehr naher Zukunft (seit der Begründung der Internationale im Jahre 1864) übernehmen sollte. Dieser Revolutionär aus Prinzip, der behauptete, daß alle wichtigen Streitpunkte innerhalb jedes Staates, ebenso wie zwischen verschiedenen Staaten, schließlich durch den Krieg zum Austrag gebracht würden, sah „noch nicht, wie sehr alle revolutionären Kräfte in den modernen zivilisirten Gemeinwesen einzig in der Arbeiterklasse sich konzentriren. Er war immer noch zu geneigt, übertriebene Hoffnungen auf die „besten Männer“ aus den anderen Gesellschaftsklassen zu setzen. Da wurde sein gewohnter Scharfblick durch die Verwechslung des Proletariats mit dem „gemeinen Volk“ getrübt.

Zu bemerken ist noch, daß die reaktionäre Partei von Tschernischewsky fast ebenso sehr verachtet wurde, wie die liberale Partei. Mit den russischen „Aristokraten“ stand er in keinem unmittelbaren Verkehr. „Er verkehrte nie selbst auch nur in den niederen Salonkreisen, von den höheren, vornehmen schon gar nicht zu sprechen. Aber welche Stadt, welches Städtchen war denn nicht voll von dem Ruhm ihrer Thaten? Er kannte sie von Kindheit auf als freche Krakehler“, — so spricht Tschernischewsky

---

\* Der Leser dürfte sich dabei erinnern, daß Lassalle in seiner Rede „Ueber das Verfassungswesen“ fast mit denselben Worten von den Machtverhältnissen spricht, als der wesentlichen Grundlage der politischen Verfassung jedes gegebenen Landes.

\*\* U. a. D. S. 364.

im „Prolog zum Prolog“ von Wolgin, d. h. von sich selbst. Zur Zeit der Bauernreform stand Alles, was jene Leute für ihre wichtigsten Interessen hielten, auf dem Spiel. Sie frondirten und schrieten laut: „Wir werden es nicht erlauben, es nicht zulassen! Wollen wir nicht, so wird man es nicht wagen! — Möge man es nur wagen — und man wird erfahren, was es heißt, den russischen Adel aufzubringen!“ Kaum hatte aber die Regierung sie angeschriehen, da wagten sie nicht mehr zu mucksen, „sie wurden so ruhig, als wären sie vom Schläge gerührt“. „Als einem Demokraten“ erschien Tschernischewsky diese Metamorphose zugleich lächerlich und angenehm. „Er liebte den Adel nicht, es gab aber Momente, da er gegen denselben keine Feindschaft hegte. Kann man denn elende Sklaven hassen?“

## VI.

So verhielt sich Tschernischewsky zu den verschiedenen Ständen und Parteien des damaligen Rußland. Und je tiefer er seinen Gegensatz zu denselben empfand, desto schärfer wurde der Ton seiner Aufsätze, desto schonungsloser wurde sein Spott, desto öfter stürzte er sich kopfüber in die Polemik. Ueberhaupt liebte er die Polemik über alles. Wie er selbst sagt, bemerkten in ihm sogar seine Freunde eine starke, „nach ihrer Meinung sogar übergroße Vorliebe zur Aufklärung von Streitpunkten durch eine heftige Polemik“. Die Polemik schien ihm immer ein sehr bequemes, ja, wenn man will, auch ein nothwendiges Mittel zur Verbreitung von neuen Anschauungen. Trotzdem schien er im Beginn seiner literarischen Thätigkeit jede Polemik vermeiden zu wollen. Seine erste größere Arbeit „Die Umriffe der Gogol'schen Periode der russischen Literatur“ sind in einem ruhigen und versöhnenden Tone geschrieben. Nach und nach aber nahm die Sachen eine andere Wendung.

Die heftigsten polemischen Aufsätze Tschernischewsky's wurden zu Ende der fünfziger Jahre geschrieben, zur Vertheidigung der bäuerlichen Landgemeinden. — schlimm erging es damals den patentirten Vertretern der liberalen Dekonomie und besonders Wernadsky, dem Redakteur des

---

\* „Prolog zum Prolog“, S. 208, 209.

\*\* Werke, 5. band, S. 472.

„Oekonomischen Wegweiser“. Tschernischewsky hat diesen Staatsrath und Doktor der historischen Wissenschaften, der politischen Oekonomie und der Statistik (so zeichnete der auf seine Diplome stolze Wernadsky), förmlich unsterblich lächerlich gemacht. Der aufs Haupt geschlagene Gelehrte mußte nicht nur das Schlachtfeld schimpflichst räumen, sondern — zur Vollständigung des komischen Effekts — er erging sich sogar in Achtungsbezeugungen gegen denselben Tschernischewsky, welchen er zu Beginn der Polemik als einen frechen Ignoranten zu behandeln sich herausgenommen hatte. Man muß allerdings bekennen, daß es kaum möglich ist, eine Sache geschickter zu vertheidigen, als Tschernischewsky die Landgemeinde vertheidigte. Er hat zu ihren Gunsten durchaus alles gesagt, was man nur darüber sagen konnte, und er hätte wohl auch dann den Sieg davongetragen, wenn seine Gegner um ein Vielfaches stärker gewesen wären, als sie es thatsächlich waren. Wenn die russische „Intelligenz“ bis <sup>85</sup> jetzt noch so sehr an der Landgemeinde festhält, so ist dies dem untilgbaren Einfluß von Tschernischewsky zuzuschreiben.

Eines seiner Hauptargumente zu Gunsten der Landgemeinde bestand darin, daß sie Rußland vor der „Plage des Proletariethums“ bewahren könne. Dabei scheinen ihm jedoch mehr als einmal die Erörterungen der Reaktionäre vom Schlage des Barons Hagthausen in den Sinn gekommen zu sein, wonach die „Plage des Proletariethums“ eben die Hauptquelle der revolutionären Bewegung in Europa sei. Und da stiegen in ihm Zweifel auf über die Vortheile, die eine Verhütung der genannten „Plage“ der Sache des russischen Fortschritts bringen würde. Solche Zweifel beschwichtigte er aber leicht durch folgende Erwägungen: „Obwohl die Bauern bei uns (in Rußland) immer den Grund und Boden der Landgemeinde-Ordnung gemäß benutzen, so erschienen sie doch in der Geschichte nicht immer ... als eine unbewegliche Masse... Wir brauchen uns hier nicht über den Charakter des westeuropäischen Bauers zu verbreiten. Wir erinnern nur daran, daß die Kosaken meistens von Bauern stammten, und daß seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fast alle dramatischen Episoden in der Geschichte des russischen Volkes durch die Energie der Bauernbevölkerung hervorgerufen wurden. ...“ Man sieht, hier werden die Bauernkriege ihrer historischen Bedeutung nach auf die

gleiche Linie mit den revolutionären Bewegungen des modernen Proletariats gestellt, — eine Verwechslung, die bei den heutigen Sozialisten schlechterdings unmöglich ist, die aber für die russischen Revolutionäre der Zeit Tschernischewsky's ganz unbemerkt blieb.

Die liberalen Ökonomen behandelten die Landgemeinde als eine rückständige Form des Grundbesitzes, die ausschließlich den primitiven und barbarischen Völkern eigenthümlich sei. Zur Abwehr dieses Arguments berief sich nun Tschernischewsky auf Hegel. — Die dritte und letzte Entwicklungsphase jeder Erscheinung, führte er aus, ist der ersten Phase sehr ähnlich. Mit dem Gemeineigenthum an Grund und Boden haben die Völker begonnen, und zu demselben werden sie unbedingt in mehr oder minder naher <sup>80</sup>Zukunft zurückkehren. Die westeuropäischen Völker allerdings gingen und zwar mit Nothwendigkeit von dem primitiven Gemeindeeigenthum für eine gewisse Zeit zum Privateigenthum an Grund und Boden über. Allein diese Zwischenstufe kann vollständig vermieden werden von anderen Ländern, die von der historischen Entwicklung später ergriffen wurden und daher die Erfahrungen des europäischen Westens benutzen können. Zu diesen Ländern gehört auch Rußland. Rußland hat absolut keinen Grund, jene Form des Grundbesitzes bei sich einzuführen, deren Unhaltbarkeit durch die westeuropäische Geschichte bereits klar bewiesen worden ist.

Die Abhandlung, worin diese Argumentation enthalten ist, ist so geschickt und — äußerlich — so überzeugend abgefaßt, daß die liberalen Gegner der Landgemeinde dagegen nichts einzuwenden mußten. Schon dieser Umstand allein zeigt, wie sehr ihre eigene Auffassung von sozialen Fragen abstrakt war. Konnten doch Tschernischewsky's Argumente nur Leuten imponiren, die sich über die Gesellschaft stellen, — nur Utopisten verschiedener Richtungen. In der That, bei Hegel vollzieht sich jede Entwicklung — im Denken, in der Natur, in der Gesellschaft — aus sich selbst, kraft der ihr innewohnendem Dialektik. Wollte also Tschernischewsky die Landgemeinde vom Hegel'schen Standpunkte aus verfechten, so mußte er zeigen, daß die inneren Verhältnisse der russischen Landgemeinde von selbst zu einer Gesellschaftsordnung führen, die einerseits von den „Sirrthümern“ des Westens frei und andererseits nahe verwandt sei den



Idealen der Sozialisten (in deren Person eben die westeuropäischen Völker die Unzuträglichkeiten und die Unhaltbarkeit des Privateigenthums an Grund und Boden erkannt haben). Tschernischewsky aber spricht kein Wort von einer solchen Logik des ländlichen Gemeindebesitzes. Diese objektive Logik wird bei ihm ersetzt durch die subjektive Logik der „vorgeschrifteneren“ Russen, die mit dem westeuropäischen Sozialismus (in seiner utopistischen Form) bekannt sind und die da meinen, daß Rußland die Erfahrungen der vorgeschritteneren Länder benutzen solle. Hegel wäre wohl kaum mit einer solchen Anwendung seiner Ansichten einverstanden gewesen, — schon ganz abgesehen davon, daß bei Hegel die dritte Entwicklungsphase nur eine formale Ähnlichkeit mit der ersten aufweist, während Tschernischewsky die sozialistische Gesellschaft — wie diese den utopistischen Sozialisten erschien, mit der, obendrein von der wirklich ursprünglichen Form des Grundbesitzes sehr weit entfernten, russischen Landgemeinde nahezu indentifiziert.

„Eine abstrakte Wahrheit giebt es nicht, die Wahrheit ist konkret ... Alles hängt von den zeitlichen und räumlichen Umständen ab“ — schrieb derselbe Tschernischewsky in einer anderen Abhandlung, dort ebenfalls Hegel's Ansichten darlegend. Indem er die Landgemeinde vom Hegel'schen Standpunkte aus zu verfechten suchte, hätte er vor Allem diese Seite der Hegel'schen Auffassung im Auge behalten sollen. In diesem Falle würde er ganz anders geurtheilt haben. Ist die Landgemeinde ein gutes oder ein schlechtes Ding? Im Allgemeinen läßt sich diese Frage nicht in bestimmter Weise beantworten: man muß eben wissen, welches der gegenwärtige Zustand der Landgemeinde ist und was ihr am wahrscheinlichsten in der Zukunft bevorsteht. „Eine abstrakte Wahrheit giebt es nicht, die Wahrheit ist konkret.“ ... Tschernischewsky wollte aber gerade trotzdem eine abstrakte Wahrheit finden — und er gerieth in Widerspruch gerade zu der Philosophie, auf die er sich zu stützen suchte.

Wie vollständig er das Unhaltbare seiner abstrakten Auffassung von der Landgemeinde verkannte, zeigt folgender merkwürdiger Umstand. Der Abhandlung, deren Argumentation zu Gunsten der Landgemeinde wir soeben dargelegt haben, geht eine Einleitung voran, in welcher unser Autor die den Lesern bereits bekannte trostlose Ansicht über die Zukunft des

russischen bäuerlichen Grundbesitzes äußert und „sich schämt“, daß er die Vertheidigung der Landgemeinde leichtsinnig unternommen habe. Auf den ersten Blick erscheint dies nun ganz unbegreiflich: einerseits sagt er, er sei „in seinen eigenen Augen thöricht“, ja geradezu „dumm“ geworden — weil er die Landgemeinde vertheidigt habe, andererseits aber — schickt er sich gerade an, sie von Neuem zu vertheidigen, und zwar mit — seiner Meinung nach — „unüberwindlichen Waffen. Was soll das nun bedeuten? Eben nur, daß er in dem einen Falle von der wirklichen russischen Landgemeinde, von deren historisch bestimmter Lage spricht. Die Sache dieser Landgemeinde scheint ihm endgiltig verloren zu sein. Als Utopist aber rechnet er nicht allein mit den wirklichen sozialen Verhältnissen. Er berücksichtigt auch die möglichen Verhältnisse, die in der Weltanschauung jedes Utopisten eine so große Rolle spielen. Unter dem Gesichtspunkt dieser möglichen Verhältnisse bleibt nun aber die Landgemeinde nach wie vor ein vortreffliches Ding, — sie zu vertheidigen ist mithin nicht nur nicht tadelnswerth sondern vielmehr lobenswerth. Die Möglichkeit erweist sich also als ein von der Wirklichkeit ganz unabhängiges Gebiet. Diesen logischen Fehler findet man später bei allen russischen Volksthümlern bis auf G. J. Uspensky wieder. Uebrigens unterscheidet sich Tschernischewsky's Auffassung von der Landgemeinde immerhin sehr wesentlich von derjenigen der Volksthümer.

Die Diskussion, welche Tschernischewsky mit den russischen liberalen Oekonomen über die Landgemeinde angefangen hatte, erhielt bald einen allgemeineren theoretischen Charakter und wandte sich den allgemeinen Fragen der Sozialpolitik zu. Die russischen Manchestermänner, den Dogmen der vulgären Oekonomie getreu, unter deren Einfluß sich alle ihre Anschauungen ausgebildet hatten, beeilten sich, ihr hauptsächliches theoretisches Bollwerk in den Vordergrund zu schieben: das Prinzip der Nichteinmischung des Staates. Sie wußten ja, daß auf diesem Prinzip die ganze Lehre Bastiat's und seiner Epigonen beruhte, und sie hegten den naiven Glauben, Niemand in der Welt sei im Stande, Bastiat zu widerlegen. Natürlich nahm die Sache einen solchen Verlauf, daß der Streit über die Nichteinmischung des Staates in das ökonomische Leben des Volkes nur zu einem neuen Triumph für Tschernischewsky Gelegenheit

gab. Ohne alle Mühe, scherzend und spottend, schlug er die ganze Bastiat'sche Weisheit in Stücke. Sein Aufsatz „Die ökonomische Thätigkeit und die Gesetzgebung“ kann als eine der gelungensten Widerlegungen der Theorie des „laissez faire, laissez passer“ gelten, und zwar nicht nur in der russischen ökonomischen Literatur, wo Tschernischewsky noch bis jetzt den ersten Rang behauptet, sondern überhaupt in der ganzen Literatur des europäischen Sozialismus. Er setzt da seine ganze dialektische Kraft und seine ganze polemische Gewandtheit ins Werk. Der Kampf, wo er mit solcher Leichtigkeit die Schläge seiner Gegner parirt, amüsirt ihn gleichsam. Er spielt mit ihnen, wie die Katze mit der Maus; er macht die denkbar größten Konzessionen, erklärt sich bereit, jede beliebige These ihrer Lehre anzunehmen, — um erst später, nachdem er ihnen die günstigsten Bedingungen für ihren Triumph zugestanden hat, zur Offensive überzugehen und sie mit drei bis vier Syllogismen ad absurdum zu führen. Darauf kommen wieder neue Konzessionen, neue, noch günstigere Deutungen derselben These und wieder neue Beweise ihrer Absurdität. Und am Schluß hält Tschernischewsky, nach seiner Gewohnheit, seinen Gegnern eine Strafpredigt und giebt ihnen zu verstehen, daß sie nicht nur von den strengen Methoden des wissenschaftlichen Denkens keinen Begriff haben, sondern auch nicht einmal von den elementarsten Forderungen des einfachen gesunden Menschenverstandes. Es ist bemerkenswerth, daß das Prinzip der Nichteinmischung des Staates, welches in Rußland zu Ende der fünfziger und am Anfang der sechziger Jahre so warme Verfechter fand, bald von den russischen Ökonomen fast vollständig aufgegeben worden ist. Dies erklärt sich freilich sowohl durch die allgemeine Lage der russischen Industrie und des russischen Handels, als auch durch die späteren Einflüsse der deutschen kathedersozialistischen Schule auf die russischen Theoretiker. Unzweifelhaft aber kommt dabei wesentlich auch der Umstand in Betracht, daß das genannte Prinzip schon bei dem ersten Anfang seiner Verbreitung in der russischen Literatur auf einen so mächtigen Gegner stieß, wie N. G. Tschernischewsky. Die russischen Manchestermänner haben von ihm eine Lektion bekommen, die sie bis auf den heutigen Tag nicht vergessen haben.

## VII.

Der „Sowremennik“ für 1861 ist besonders reich an Tschernischewsky's polemischen Artikeln. In dieses Jahr fallen seine berühmten „Polemischen Schönheiten“, „Nationale Taktlosigkeit“ (gegen das Lemberger Blatt „Slowo“ — das Wort — gerichtet), „Nationaler Unsinn“ (gegen den Afakow'schen „Djen“ — der Tag) — und viele polemische Notizen in der Abtheilung für russische und ausländische Literatur. Bei einigen dieser polemischen Aufsätze müssen wir etwas verweilen.

Von den „Polemischen Schönheiten“ werden wir nicht viel sprechen. Es ist dies eine Antwort auf die Angriffe des „Russky Wjestnik“ (Der russische Bote) und der „Otetschestwennnija Sapiski“ (Waterländische Annalen). Für einen russischen Literaturhistoriker wird es natürlich sehr interessant sein zu lesen, mit welchen Beweisgründen die Feinde des „Sowremennik“ auftraten; für Tschernischewsky's Charakteristik aber ist es unnöthig, ausführlich zu berichten, was für wunderliche und oft ganz unsinnige Vorwürfe ihm Katkow und die übrigen Gegner machten. — In einem gegen den „Russky Wjestnik“ gerichteten Aufsätze äußert sich u. A. unser Autor in sehr interessanter Weise über seine eigene literarische Thätigkeit. Das wollen wir hier anführen. Tschernischewsky weiß ganz gut, daß er in der russischen Literatur einen hervorragenden Platz gewonnen hat. Er wird von seinen Gegnern gefürchtet, und diese machen ihm sogar zuweilen Komplimente. Er aber freut sich nicht im mindesten über seine immer wachsende Berühmtheit. Er stellt die russische Literatur zu niedrig, um einen hervorragenden Platz in derselben als ehrenvoll zu betrachten. Er ist „ganz todt für seinen literarischen Ruf“. Nur eine Frage interessiert ihn: wird er die Frische der Gedanken und der Gefühle bis zu jener besseren Zeit bewahren können, wo die russische Literatur wirklich der Gesellschaft nützlich sein wird? „Ich weiß, daß bessere Zeiten für die literarische Thätigkeit kommen werden, wo sie der Gesellschaft einen wirklichen Nutzen bringen wird, und wo jeder, <sup>91</sup>der Kräfte besitzt, seinen guten Namen wirklich verdienen wird. Und da denke ich: werde ich noch bis dahin die Fähigkeit bewahren, der Gesellschaft, wie es sich gehört, zu dienen? Dazu ist eine Frische der Kräfte, eine Frische der Ueberzeugung erforder-

lich. Ich sehe aber, daß ich schon zur Zahl der „angesehenen“ Schriftsteller gerechnet werde, d. h. zu den abgelebten, hinter der Bewegung der gesellschaftlichen Forderungen zurückgebliebenen Schriftstellern. Das Alter tritt in seine Rechte; zweimal ist man nicht jung. Ich kann nur die beneiden, die jünger und muthiger sind als ich. ...“ Wehmüthig berühren uns jetzt diese edlen Befürchtungen, uns, die wir wissen, daß, als Tschernischewsky dieses schrieb, er nur noch ein Jahr in der Freiheit leben sollte. Die angeführten Zeilen erschienen im Juni=Heft des „Sowremennik“ für 1861, und im Juli des nächsten Jahres saß er schon in der Peter=Pauls=Zerker. ... Aber man kann sich denken, mit was für einer Verachtung der Mann seinen Feinden begegnete, der im vollen Bewußtsein seiner ungeheuren Ueberlegenheit nicht einmal seinen eigenen literarischen Verdiensten irgend einen Werth beilegte. Und in der That, fast aus jeder Seite der „Polemischen Schönheiten“ athmet eine kalte Verachtung für die Tadler des „Sowremennik“. Insbesondere gilt dies von seiner Antwort auf die Angriffe der „Detsk. Sapiski“. Seinen Gegnern in dieser Zeitschrift ist er gar nicht böse. Er belehrt sie fast freundlich, wie ein gutmüthiger Pädagog einen Schüler, der ein Versehen begangen hat. Allerdings sagt der gute Pädagog seinem Zöglinge, indem er ihn rügt, oft sehr bittere Wahrheiten und verbirgt nicht im mindesten seine geistige Ueberlegenheit über ihn. Er thut dies aber bloß im Interesse seines Zöglings. So verfährt auch Tschernischewsky. Er vergißt keinen einzigen Irrthum, kein einziges Versehen jener Zeitschrift und rügt dafür in väterlicher Weise die Redaktion. Am meisten ärgert ihn die unvorsichtige Stizze, mit welcher sie sich in den Kampf gegen ihn gestürzt hat. Wie konntet ihr doch nur auf den Gedanken kommen, mit mir polemifiren zu wollen, — ruft er ihnen wiederholt zu, nachdem er ihnen die vollkommene Unhaltbarkeit dieser oder jener gegen ihn erhobenen Anschuldungen nachgewiesen hat. Gelegentlich sagt er ihnen offen heraus, daß er mehr als sie weiß, und die Dinge tiefer als sie versteht; daß sie einfach nicht im Stande sind, die von ihm in die Literatur eingeführten neuen Ideen zu würdigen. „Sie möchten wissen, wie groß meine Kenntnisse sind?“ wendet er sich an den Redakteur jener Zeitschrift, der ihn nach dem Vorgang seiner Genossen einer frechen Ignoranz beschuldigte, — „darauf kann ich nur das

Sine antworten: sie sind unvergleichlich größer als die Ihrigen. Und das wissen Sie ja selbst. Warum ließen Sie es also auf eine solche öffentliche Antwort ankommen? Unüberlegt, ja unüberlegt haben Sie gehandelt. Aber, bitte, sehen Sie es nicht für Stolz an: man kann wahrlich kaum darauf stolz sein, daß man mehr weiß als Sie! Und nehmen Sie doch ja nicht an, als ob ich zu Ihnen sagen wollte, Sie hätten zu wenig Kenntnisse. Nein, ein wenig wissen Sie schon, und Sie sind überhaupt ein gebildeter Mann. Warum aber polemisieren Sie so schlecht?" u. s. w. Dies wäre vielleicht zu scharf, wenn es nicht unbedingt wahr wäre.

Tschernischewsky schon jetzt auch nicht die Slavophilen, von welchen er früher mit großer Achtung sprach, weil sie die Landgemeinde vertheidigten und ihm überhaupt aufrichtige „Freunde der Aufklärung“ schienen. Die Tendenzen der Slavophilen traten gegen Anfang der sechziger Jahre so klar zu Tage, daß sie jetzt eher den Namen von Obskuranten verdienen. Allerdings vertheidigten sie nach wie vor die Landgemeinde und den bäuerlichen Grundbesitz. Aber Tschernischewsky legte jetzt keinen Werth mehr darauf. Und dazu fand man in der damaligen Slavophilen Literatur, außer der Vertheidigung der genannten Prinzipien, nichts als alberne Ausfälle gegen den verfaulenden und heimtückischen Westen und widrige Lobpreisungen der Orthodorie, der Autokratie und sonstiger Herrlichkeiten der urwüchsigten russischen „Wirklichkeit“. Und nun entschließt sich Tschernischewsky, ihnen eine Lektion zu ertheilen. Gelegenheit dazu gab das Erscheinen des „Djen“, einer Zeitung von J. Aksakow, deren erste Nummern einige Ausfälle gegen den „Sowremennik“ enthielten. „Tschernischewsky antwortete darauf mit seinem Artikel „Nationaler Unsinn“. Die Grobheit des Titels erklärt er dadurch, daß er sich, überzeugt von Slavophilen Beweisgründen, entschieden habe, alle Fremdwörter zu vermeiden, welche, ohne das Wesen der Bezeichnung zu verändern, dieser eine höflichere Form geben könnten.

Tschernischewsky war immer ein begeisterter „Sapadnik“ (Anhänger des Westens). Und wenn seine Sympathien für die Landgemeinde ihn auf einige Zeit und bis zu einem gewissen Grade den Slavophilen näherten, so erkannte er nichtsdestoweniger immer die Absurdität ihres Geredes von der Verwesung des Westens und von der Regeneration der

Menschheit mittelst byzantinischer Traditionen. Schon in den „Umrissen der Gogol'schen Periode“ äußerte er sich darüber, wenn auch in milder, aber doch sehr entschiedener Weise. Die Quelle für die Meinung der Slavophilen Schriftsteller von der Verwesung des Westens und von dem Bankerott seiner Philosophie erblickte er in dem Umstand, daß die Besten unter ihnen weder mit der wirklichen Lage der Dinge in Westeuropa, noch mit der Richtung der leitenden westeuropäischen Ideen bekannt waren. Für ihn ist der Westen kein starrer Kreis; im Gegentheil, er ist ein Jüngling, und zwar ein kräftiger und frischer Jüngling, „welcher (durch den Mund seiner ersten Denker) spricht: etwas weiß ich schon, aber sehr Vieles habe ich noch zu erlernen, ich dürfte nach noch größeren Kenntnissen und studire ziemlich erfolgreich. ... Ich muß noch viel arbeiten, um mir ein gesichertes, behagliches Dasein zu sichern; aber zur Arbeit bin ich immer bereit, Kräfte besitze ich genug — verzweifelt ja nur nicht an meiner Zukunft.“ In der Frage über die Zukunft Westeuropas wich Tschernischewsky nicht nur von den Slavophilen ab — was sich von selbst versteht —, sondern sogar auch von Herzen, an dem die Beziehungen zu dem Moskauer Slavophilen Kreise der vierziger Jahre nicht spurlos vorübergegangen waren, und der öfters die Befürchtung aussprach, daß der Westen, nachdem er sich bis zum Sozialismus vorwärts „gedacht hatte, nicht mehr im Stande sein werde, sein Programm zu verwirklichen, wie das alte Rom nicht im Stande gewesen sei, die Forderungen des Christentums zu verwirklichen. Angesichts dieses angeblichen Bankrottes des Westens erschien nun selbstverständlich Rußland als das gelobte Land des Sozialismus, das berufen war, die greisenhaft gewordene Menschheit zu verjüngen.“ Gerade gegen diese Anschauung Herzen's war höchst wahrscheinlich der oben erwähnte Aufsatz Tschernischewsky's „Ueber die Ursachen von Roms Untergang“ gerichtet. In diesem Aufsatz sagt er gerade heraus, es sei nicht der Mühe werth mit solchen „Sonderlingen“ wie die

---

\* „Sowremennik“, 1856, Februar. Kritik, S. 75.

\*\* Auf diese Ansicht bezieht sich die bekannte scharfe Bemerkung in der ersten Auflage des „Kapital“ von Marx über den „Halbrussen und ganzen Moskowiter Herzen“, der den „russischen Kommunismus nicht in Rußland entdeckt hat, sondern in dem Werke des preußischen Regierungsraths Harthausen“. S. 763.

Slavophilen über die Schicksale des Westens zu streiten, und er schreibe vielmehr für andere Menschen, die noch ihren menschlichen Verstand besitzen. Diese verständigen Menschen sind es denn auch, denen er zu beweisen sucht, daß Westeuropa keineswegs seine Kräfte erschöpfen konnte, da bis zur allerneuesten Zeit seine historischen Schicksale durch die Thätigkeit eines einzigen Standes bestimmt wurden: nämlich der Aristokratie. Sogar der Mittelstand wurde erst in einer uns sehr naheliegenden Epoche auf dem europäischen Kontinent der herrschende. Hinter dem Mittelstande aber steht noch das niedere Volk, welches bis jetzt noch keinen direkten Einfluß auf die Schicksale Europas ausgeübt hat. Welchen Grund hat man zu glauben, fragt nun Tschernischewsky, daß dieser neue Stand, nachdem einmal an ihn die Reihe gekommen ist, die historische Bühne zu betreten, nicht im Stand sein werde, die sozialen Fragen zu lösen, welche die höheren Stände nicht zu lösen vermochten? Ein solcher Glaube ist durchaus unbegründet, und folglich auch die Befürchtung für das Schicksal des Westens. Eine neue Invasion der Barbaren aber zu befürchten, ist einfach lächerlich bei der ungeheuren Ueberlegenheit der Kräfte der zivilisirten Welt. Was endlich Rußland anbelangt und dessen vermeintlichen Beruf, die Menschheit zu verjüngen, so deckt Tschernischewsky schonungslos das Unhaltbare einer derartigen patriotischen Selbsttäuschung auf. Nur der ländliche Gemeindebesitz erscheint ihm als eine sympathische Eigenthümlichkeit des russischen sozialen Lebens. Aber auch diese findet keine Schonung vor seiner Kritik. Die Landgemeinde könnte wohl, meint er, der weiteren Entwicklung Rußlands einen gewissen Nutzen bringen; aber auf sie stolz sein könne man doch nicht, da sie ja ein Zeichen der ökonomischen Zurückgebliebenheit sei. Die Landgemeinde werde vielleicht den Prozeß der Entwicklung Rußlands erleichtern; den wichtigsten Anstoß aber werde doch der Westen geben, und es sei nicht unser Beruf, die Menschheit zu verjüngen — nicht einmal durch die Landgemeinde.

Und doch verkündeten die „Sonderlinge“ von Slavophilen nicht nur laut die Verjüngung Europas durch den russisch-byzantinischen Geist, — sie stellten auch ein praktisches Programm für eine derartige Verjüngung auf. Nach dem S. Aksakow'schen „Djen“ sollte Rußland damit beginnen, die Slaven mit „der Gabe eines selbständigen Daseins unter dem Schat-



ten der Fittige des russischen Adlers“ zu beglücken. Tschernischewsky weist nun nach, daß solche Ideen weiter nichts sind, als ein Produkt des „nationalen Unsinns“. Erstens, will es ihm scheinen, habe der mächtige russische Adler bei sich zu Hause sehr viel russische Geschäfte zu erledigen, die er über keiner Verjüngung vergessen soll. „Wenn Ihr einen Krieg wünscht“, schreibt er, „so überlegt doch zuerst, ob unsere Verhältnisse an einen Krieg denken lassen können.“ Zweitens, meint er, würde eine kriegerische Einmischung Rußlands alle westeuropäischen Mächte gegen die Befreiung der Slaven einnehmen: „In der europäischen Türkei giebt es ja nur zwei Millionen Türken, dagegen sieben bis acht Millionen Slaven. Könnten diese denn nicht allein mit den Türken fertig werden? ... Sie müssen nur die Zuversicht haben, von anderen Mächten in ihrer Befreiung nicht gehemmt zu werden.“ Wenn nun die Slavophilen wirklich das Wohl der türkischen Slaven im Auge hätten, so würden sie die Westmächte davon zu überzeugen suchen, daß „der Fall der türkischen Herrschaft in Europa nicht ein Verschlingen der Donaufürstenthümer durch Rußland und die Verwandlung Konstantinopels in eine russische Gouvernementsstadt nach sich ziehen würde. Würden dies die Slavophilen erreichen, so könnten sich die türkischen Slaven auch ohne russische Hilfe befreien. Dasselbe gilt auch für die österreichischen Slaven: „Glaubt ihr wirklich, daß den Deutschen daran gelegen wäre, Oesterreich zu unterstützen, wenn sie nicht befürchteten, daß nach dem Sturz dieses Reiches dessen östliche Hälfte an Rußlands Herrschaft fallen würde? — „Ihr heßt die Deutschen gegen die Befreiung der österreichischen Slaven auf“, sagt Tschernischewsky zu der Redaktion des „Djen“, und fügt noch hinzu, daß ihr kriegerisches Gebahren nicht durch Sympathie für die Slaven, sondern durch das Streben hervorgerufen sei, die slavischen Stämme unter die russische Herrschaft zu bringen.\*

Nebenbei widerlegt auch Tschernischewsky das Slavophile Gerede von einem heimtückischen und böswilligen Benehmen des Westens gegen Rußland. Aber bedenkt doch, sagt er, behandelt denn nicht alle ernstere Dr-

---

\* Ueber dieselbe Frage vergl. den Aufsatz von Fr. Engels: „Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums“ in der „Neuen Zeit“, Jahrgang 1890, S. 145 ff.

gane der europäischen Presse die wichtigsten Reformen in Rußland mit großer Sympathie? Und heißt es denn Rußland böses wünschen, wenn man mit den Fortschritten des russischen sozialen Lebens sympathisirt?

Im nächsten Jahre mußte er gegen die Slavophilen noch schärfer auftreten. Die Koryphäen des Slavophilenthums hatten nämlich die sonderbare Idee gehabt, sich an die Serben mit einer ganzen Reihe sehr nai-  
ver Belehrungen zu wenden. Diese Belehrungen waren in einer Broschüre enthalten, die den Titel führte: „An die Serben, Ein Sendschreiben aus Moskau“, und unterschrieben war von sämtlichen hervorragenden Vertretern der Slavophilen Partei. Einige in dieser Broschüre enthaltene Ideen sind einfach lächerlich, andere nicht nur lächerlich, sondern auch äußerst reaktionär. So z. B. riethen die Slavophilen den Serben, Personen, die dem orthodoxen Glauben nicht angehörten, keine politischen Rechte zu verleihen. Tschernischewsky antwortete auf dieses „Sendschreiben“ mit einem beißenden Artikel: „Die unberufenen Häuptlinge.“

Zu den Auseinandersetzungen über Rußlands Verhältniß zu den Slaven überhaupt gesellte sich noch der Streit über die Beziehungen einiger slavischer Stämme zu einander. Tschernischewsky sympathisirte immer mit den Kleinrussen. Das ablehnende Verhalten Bjelinsky's gegenüber der im Entstehen begriffenen kleinrussischen Literatur betrachtete er als einen großen Fehler. Im Januarheft des „Sowremennik“ für 1861 erschien von ihm ein Aufsatz, welcher das Erscheinen des kleinrussischen Organs „Osnowa“ begrüßte. Aber — im Gegensatz zu den Slavophilen — mochte er den Kampf der galizischen Ruthenen gegen die Polen nicht unbedingt billigen. Erstens gefiel es ihm nicht, daß die Ruthenen bei der Wiener Regierung eine Stütze suchten. Sodann gefiel ihm auch nicht die einflußreiche Rolle, die der Klerus in der Bewegung der galizischen Ruthenen spielte: „Um weltliche Angelegenheiten haben sich nur Laien zu kümmern.“ Endlich gefiel ihm nicht die ausschließlich nationale Fassung der Frage, in der er vor allem eine ökonomische Frage sah. In seinem gegen das Lemberger „Slowo“ gerichteten Artikel „Nationale Taktlosigkeit“ („Sowrem.“ 1861, Juli) bekämpfte er scharf den Ultrationalismus dieses Organs: „Das Lemberger Organ „Slowo“ dürfte bei einer genaueren Betrachtung der wirklichen Verhältnisse wohl einsehen,

daß der ganzen Sache eine Frage zu Grunde liegt, die mit der Nationalitätenfrage gar nichts zu thun hat — nämlich die Ständefrage. Das Blatt dürfte dann auf beiden Seiten Ruthenen und Polen sehen, die, obwohl verschiedener Nationalität, sich in der gleichen sozialen Lage befinden. Wir glauben nicht, der polnische Bauer wäre gegen eine Erleichterung der Abgaben und überhaupt gegen eine Verbesserung der Lage der ruthenischen Bauern. Wir glauben anderseits nicht, daß die Gesinnung der Gutsbesitzer ruthenischer Nationalität in dieser Frage sehr stark von der Gesinnung der polnischen Gutsbesitzer abweicht. Wenn wir nicht irren, liegt die Wurzel der galizischen Frage in den gesellschaftlichen, nicht in den nationalen Verhältnissen.“

Die gegenseitige Feindschaft der unter Oesterreichs Herrschaft lebenden Nationalitäten mußte Tschernischewsky um so taktloser erscheinen, als damals, wie auch früher, die Wiener Regierung daraus große Vortheile zog. Die österreichischen Deutschen, die Tschechen, die Kroaten, und wie wir sahen, die Ruthenen schienen ihm alle in gleicher Weise „verständnislos“ zu sein. Insbesondere fürchtete er, die 1848 und 1849 bewährte slavische „Verständnißlosigkeit“ könnte wieder zu weit gehen. Im Anfange der sechziger Jahre führte nämlich Ungarn einen hartnäckigen Kampf gegen die reaktionären Wiener Zentralisten. Die Unzufriedenheit der Ungarn erreichte einen so hohen Grad, daß man eine Zeit lang dort eine revolutionäre Explosion erwarten konnte. Unser Verfasser sprach nun nicht selten die Befürchtung aus, die österreichischen Slaven würden sich im Falle einer revolutionären Bewegung in Ungarn wieder als gefügige Werkzeuge der Reaktion erweisen. Die damalige Taktik vieler slavischer Stämme war so recht geeignet, derartige Befürchtungen zu steigern, da sie sich vielfach der schändlichen Rolle rühmten, die sie in den Ereignissen von 1848/49 gespielt hatten. Indem Tschernischewsky eine solche Taktik scharf verurtheilte, suchte er zu beweisen, daß es für sie im Gegentheil viel vortheilhafter wäre, die Feinde der Wiener Regierung zu unterstützen, da sie von jenen sehr wesentliche Konzessionen erlangen könnten. Er sprach dies aus von den Beziehungen der Kroaten zu den Ungarn und wiederholte es auch den Ruthenen.

Endlich ging in Russisch-Polen, gerade zur Zeit, als er mit dem „Slowo“ polemisirte, ebenfalls eine starke politische Bewegung vor sich, zu der er sich sehr sympathisch verhielt. Und schon deshalb allein mußten ihm die Ausfälle der ruthenischen Unterthanen des Hauses Habsburg gegen die Polen taktlos und unzeitig erscheinen.

Zweige der revolutionären polnischen Organisation existirten auch in Petersburg, wo Tschernischewsky fast ständig wohnte. Stand er in irgend welchen bestimmten formellen Beziehungen zu den polnischen Revolutionären? Vorläufig besitzen wir keine Anzeichen dafür. Es ist wohl möglich, daß die polnischen Historiker jener Epoche zur Aufklärung dieser Frage Manches beitragen könnten. Von der russischen Literatur läßt sich in dieser Beziehung aus sehr leicht verständlichen Ursachen gar nichts erwarten. Wir wollen uns hier nicht in Vermuthungen einlassen und begnügen uns mit der Anführung einiger Stellen aus seinen Werken, welche die allgemeinen Sympathien Tschernischewsky's mit der polnischen Sache bekunden. Aber auch solcher Stellen giebt es wenig.

Der Roman „Prolog zum Prolog“ kommt hierbei kaum in Betracht. Dort werden nur die freundlichen Beziehungen Wolgin's (Tschernischewsky's) zu Sokolowsky (d. h. zu dem bekannten polnischen Revolutionär Sierakowski, der später von Murawjew auf den Galgen gebracht wurde) geschildert. Wolgin preist an Sokolowsky die rückhaltlose Ueberzeugungstreue, die Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung, die sich mit der leidenschaftlichen Hestigkeit des wahren Agitators vereinigen. Wolgin nennt ihn einen echten Mann und meint, daß die russischen Liberalen von ihm Manches zu lernen hätten. So interessant nun dies Alles an sich auch ist, die etwaigen praktischen Beziehungen Tschernischewsky's zur polnischen Sache werden dadurch nicht im mindesten aufgehellt. — Und auch aus seinen Aufsätzen, die in dem der Zensur unterstellten „Sowremennik“ erschienen, läßt sich nur so viel entnehmen, daß er gelegentlich stets zu Gunsten Polens sich aussprach. Gegen die Angriffe der russischen offiziellen Schriftsteller vertheidigte er sogar die alte polnische Staatsordnung, mit welcher er doch, bei seinen demokratischen Anschauungen, nicht stark sympathisiren konnte. Aber er rühmt an ihr diejenigen Seiten der sozialen Verhältnisse, auf welche er in seinen früheren Aufsätzen keinen

Werth legte. Wie wir bereits wissen, äußerte er in seinem Aufsatz „Die Parteikämpfe in Frankreich“ eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen alle politischen Formen. Als er jenen Aufsatz schrieb (1858), schien es ihm, daß ein Demokrat sich nur mit der Aristokratie nicht versöhnen könne, und daß ein solcher Sibirien höher als England stellen müsse trotz der politischen Freiheit des letzteren Landes; denn in Sibirien sei das „gemeine <sup>100</sup>Volk“ angeblich materiell besser daran, als in England. Nunmehr betrachtet Tschernischewsky die Frage der politischen Einrichtungen von einem ganz anderen Standpunkt. Das alte Polen zieht ihn durch seine politische Freiheit an: „In der vollständigen Abwesenheit einer bureaukratischen Zentralisation in Polen — schreibt er in einer Besprechung des damals eben erschienenen „Archivs des südwestlichen Rußland“ — offenbart sich das Streben nach Verwirklichen einer anderen Gesellschaftsordnung, als diejenige, zu welcher andere Mächte gelangten (hier ist natürlich das Moskowitische Reich gemeint) — einer Ordnung, die nicht auf einer Opferung des Individuums für die abstrakte Idee des Staates beruht, sondern auf der Vereinigung freier Persönlichkeiten zum Zweck des allgemeinen Wohls. ... Hier ist jede gesellschaftliche That das Resultat des gesellschaftlichen Gedankens; hier geht der ewige Kampf der Anschauungen und der Ueberzeugungen aus dem Gebiete des Gedankens und des Wortes direkt in die Lebenserscheinungen über.“ Freilich war die polnische Gesellschaft durchaus aristokratisch, „aber der privilegierte Kreis hätte sich mehr und mehr erweitern und die unbeachtete, verstoßene, aller Rechte beraubte Volksmasse in sich aufnehmen können, wenn nur die politischen Anschauungen sich entwickelt hätten und bis zu allgemein menschlichen Ideen herangewachsen wären, die nicht durch vorübergehende, sie beschränkende Vorurtheile gebunden waren.“ Bis zu einer solchen Herrlichkeit des alten Polen gingen selbst die polnischen Demokraten nicht immer. Tief ja doch die ganze Frage eben darauf hinaus, wie die polnischen Magnaten zur Anerkennung der „allgemein menschlichen“ Ideen gebracht werden könnten.

---

\* „Sowremennik“, 1861, April. Bibliographie, S. 443 ff.

Auch in der Frage über die geschichtlichen Resultate der Vereinigung des Großfürstenthums Litthauen mit Polen wichen die Ansichten Tschernischewsky's weit von denen der russischen offiziellen Historiker ab. „War denn wirklich die Lage von Weißrußland zur Zeit eines Olgerd, eines Lubart, eines Skirigajlo, eines Smidrigajlo\* eine bessere als unter den Sigismunden im 16. und 17. Jahrhundert?“ — entgegnet er den Historikern, welche die Vereinigung des westlichen Rußland mit Polen (1569) als die einzige Ursache aller Uebel in Westrußland hinstellten: „Es ist hohe Zeit, daß wir aufhören, einseitig und ungerecht gegen Polen zu sein —, geben wir wenigstens zu, daß dessen Einfluß auf Westrußland in Bezug auf die Aufklärung wohlthätig war. Vergleichen wir die intellektuelle Bildung in dem Theil Rußlands, welcher mit Polen vereinigt war, mit der jenes Theiles unseres allgemeinen russischen Vaterlandes, welcher unberührt von fremden Einflüssen blieb — des Moskowitischen Staates. Kam denn die Aufklärung im 17. Jahrhundert nach Moskau nicht aus Kleinrußland, und war sie es denn nicht, die unsere ganze spätere Bildung vorbereitete? Und war sie denn in Kleinrußland nicht unter Polens Einfluß aufgewachsen?“

Auch an der Polonisirung Westrußlands tragen nach Tschernischewsky nicht die Polen die Schuld. Besaßen doch die höheren Klassen in Westrußland alle Rechte und alle Mittel, um ihren Glauben und ihre Sprache beibehalten und um ihr — übrigens ja von ihnen selbst geknechtetes — Volk vor Erniedrigung bewahren zu können. Wenn nun trotzdem die westrussische Aristokratie vollkommen polonisiert worden ist, so ist sie und nur sie allein dafür verantwortlich zu machen: „Wenn Ihr selbst Euch zu wehren nicht verstanden habt, so sollt Ihr nicht eure Schuld auf Andere abwälzen wollen.“

### VIII.

Die revolutionäre Stimmung der polnischen Gesellschaft fiel zusammen mit einer starken Gährung innerhalb der oppositionellen Kreise in

---

\* Olgerd, Lubart u. s. w. waren litthauische Fürsten. Der größte Theil der Bevölkerung Litthauens bestand aus Russen: Kleinrussen und Weißrussen.

Rußland. Es gährte unter den Studenten, es entstanden geheime Verbindungen, die Flugblätter verbreiteten und <sup>102</sup> einen allgemeinen Aufstand der mit den Bedingungen ihrer „Befreiung“ nicht zufriedenen Bauern erwarteten. Alle diese „Unruhen“ griffen unmittelbar in die Lebensschicksale Tschernischewsky's ein.

Zu jener Zeit, erzählt der verstorbene Schelgunow in seinen Erinnerungen, „ging überhaupt die Verbreitung von Flugblättern mit großer Kühnheit und ziemlich offen vor sich. Es kam vor, daß man Bekannten mit vollgestopften Taschen begegnete, die auf die Frage: „Was haben Sie da“, ganz ruhig antworteten: „Flugblätter“, — als würde es sich um irgend eine legale, ja offiziell gebilligte Druckschrift handeln. Oder: in euer Zimmer trat ein Bekannter ein, welcher, ohne ein Wort zu sagen, ja sich verstellend, als habe er euch gar nicht erkannt, euch ein Bündel Flugblätter zustellte, um sich darauf eilig mit derselben Inognito-Miene davon zu machen. Flugblätter wurden im Theater auf den Sitzen in der Form von Theaterzetteln ausgebreitet, in den Konzertsälen an die Wände gefleht, ja, wie man erzählt, sogar den Leuten in die Taschen gesteckt; und was das Flugblatt „An die junge Generation“ betrifft, so soll dieses von einem Herrn, der auf einem weißen Traber durch den Newsky (die Hauptstraße in Petersburg) ritt, rechts und links ausgestreut worden sein. Endlich wurden Flugblätter per Post versendet. Mit besonderer Kühnheit wurde auch das Flugblatt „An die Offiziere“ verbreitet. Es geschah dies am Ostersonntag während der Frühmesse, und es soll sogar in den Kirchen vertheilt worden sein.“ Derselbe Schelgunow bemerkt, die Bedeutung aller dieser Flugblätter hätte einfach darin gelegen, daß sie „einen Akt der Kühnheit darstellten und den Eindruck von knallenden Petarden machten“. Das ist richtig. Die arbeitende Bevölkerung Petersburgs wird sicherlich das auf den Straßen ausgestreute Flugblatt „An die junge Generation“ gar nicht verstanden haben.\* Indes schon allein die Kühnheit,

---

\* Das bedeutendste unter allen damaligen Flugblättern ist: „Das Junge Rußland“, welches die studirende Jugend („unsere hauptsächlichliche Stütze“) aufforderte, sich auf eine „blutige und unerbittliche Revolution“ mit dem Schlachtruf: „Es lebe die russische soziale und demokratische Republik!“ vorzubereiten. In diesem Flugblatte wurden sowohl die Zarenfamilie, wie auch die ganze „kaiserliche Par-

<sup>103</sup>mit der die Flugblätter verbreitet wurden, mußte bei der Regierung den Glauben hervorrufen, daß hinter den Bertheilern der Flugblätter eine große revolutionäre Macht stehe. Dies gab einen vortrefflichen Anlaß, jene „milde Maßregeln“ zu ergreifen, mit deren Hilfe die russische Regierung ihre Gegner zur Raison zu bringen pflegt. Es wurden Verhaftungen ins Werk gesetzt. Unmittelbar am Tag nach der Verbreitung des Flugblattes „An die junge Generation“ (im Herbst 1861) wurde einer der hervorragendsten Mitarbeiter des „Sowremennik“, M. J. Michajlow, verhaftet. Dieses Ereigniß rief eine starke Aufregung in den literarischen Kreisen Petersburgs hervor. Ein paar Tage darauf versammelten sich bei dem Herausgeber der Zeitschrift „Rußkoje Slowo“, Graf Kuscheljew, fast sämtliche Petersburger Schriftsteller, um über etwaige Maßnahmen zu Gunsten des Verhafteten zu berathschlagen. Es wurde beschlossen, dem Minister der Volksaufklärung (zu dessen Ressort damals die Presse gehörte) eine Petition einzureichen mit der Bitte, für Michajlow sich verwenden zu wollen. Der Minister (der bereits oben erwähnte Admiral Butjatin) nahm die Petition an, wenn auch mit der Bemerkung an die Abgeordneten, es gebe in Rußland keine Schriftsteller-Klasse. Dagegen befahl der liberale Alexander II. die <sup>104</sup>Abgeordneten zu verhaften.\* Unterdessen saß Michajlow in der Festung und setzte die Untersuchungsrichter durch seine scharfen und wahrheitsgetreuen Antworten in Erstaunen. Er bekannte sich zu einem der Flugblätter und erklärte, daß er von ganzem Herzen die

---

tei“ dem Untergang geweiht. Die liberalen Verfassungsfreunde werden sehr feindselig behandelt. Als Vorbild werden den russischen Revolutionären die großen französischen Terroristen des vorigen Jahrhunderts hingestellt. Die revolutionäre Partei müsse die politische Gewalt an sich reißen, um „mit deren Hilfe die ökonomische und soziale Ordnung sobald als möglich auf anderen Grundlagen aufzubauen“. Herzen bemerkte über dieses Flugblatt in seinem „Kolokol“ mit Recht: „Zu den Waffen rufen darf man erst unmittelbar vor der Schlacht“, und „jeder vorzeitige Aufruf ist eine an den Feind gerichtete Warnung und die Bloßstellung der eigenen Schwäche“. — Aber freilich: die damaligen russischen Revolutionäre glaubten ja eben bereits „unmittelbar vor der Schlacht“ zu stehen. Sie begriffen nicht, daß von einer Revolution nicht die Reden sein kann, solange die Studirende Jugend die „hauptsächliche Stütze“ der Revolutionäre ist.

\* Uebrigens „begnadigte“ er sie später.



in Rußland bestehende Ordnung hasse und ungeduldig den Sturz der zarischen Regierung erwartete. Der Senat verurtheilte ihn zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit in den Bergwerken (die schwerste Art von Zwangsarbeit). Der Zar setzte die Strafe auf sieben Jahre herab; das war sehr großmüthig, die Hauptsache aber war erreicht: einer der ersten „Kädelsführer“ der revolutionären Bewegung war beseitigt. Bald sollte die Reihe an den allerersten „Kädelsführer“ kommen, an Tschernischewsky.

Die Studentenunruhen von 1861, die großes Aufsehen erregten, wurden dadurch hervorgerufen, daß die Regierung Alexander II. selbst in den Flitterwochen ihres Liberalismus, wie bereits gesagt, es nicht über sich bringen konnte, auch nur den Schatten der akademischen Freiheit zu dulden. Im Jahre 1856 war zu Kurator des Petersburger Lehrbezirks Fürst G. A. Schtscherbatow ernannt worden, eine Art Liberaler. Er hatte den Studenten erlaubt, eine Kasse, eine Bibliothek nebst Lesezimmer zu gründen und ihr „Archiv“ herauszugeben. Um alle diese Zweige der Studentischen Wirtschaft zu leiten, wurden Versammlungen abgehalten, die ihre Vertrauensmänner wählten. Die Studenten begannen ein korporatives Leben zu führen. Das gefiel jedoch der Regierung nicht. Im Jahre 1860 mußte Fürst Schtscherbatow demissioniren und an seine Stelle trat der kaukasische General Philippson. Nun begann man den Studenten „die Zügel straffer anzuziehen“. Die Studentenversammlungen wurden verboten, ebenso die öffentlichen Vorträge, welche von den Professoren zu Gunsten der Studentenkasse gehalten wurden, die Kasse selbst, wie auch die den Studenten gehörende Bibliothek wurden geschlossen. Dem korporativen Leben der Studenten wurde ein <sup>105</sup>Ende gemacht, und zugleich wurden Maßnahmen getroffen, um den Zudrang von Studirenden zu der Universität einzudämmen (zu jener Zeit zählte die Petersburger Universität 1500, in den letzten Regierungsjahren des Nikolaus bloß 300 Studenten); der Universitätsrath durfte den Studenten nicht mehr die Kollegiengelder erlassen. So sah das neue Universitätsreglement aus, erfunden vom „aufgeklärten Seefahrer“, dem Minister der Volksaufklärung, Admiral Putjatin. Die besten Professoren der Petersburger Universität beeilten sich zu demissioniren, die Studenten aber begannen, trotz des Verbots, geräuchvolle Versammlungen abzuhalten. Es kam so-

gar zu einer Demonstration der Studenten, die sich zum Kurator Philippson begeben hatten, um ihn zur Rede zu stellen. Seinen martialischen Erinnerungen getreu, appellierte dieser an die Militärgewalt. Dabei kam es zu einem Straßenzusammenstoß zwischen den Studenten und den Soldaten. Die Universität wurde für eine Zeit lang geschlossen, von den Studenten wurden so viele verhaftet, daß nicht alle in der Peter-Pauls-Festung Platz finden konnten und die Ueberzähligen nach Kronstadt mit Dampfschiffen gebracht werden mußten.

Dies alles ereignete sich im Jahre 1861, und im Frühling des folgenden Jahres fanden in Petersburg zahlreiche und furchtbare Brände statt, welche die Regierung den „Nihilisten“ in die Schuhe schob. Die reaktionäre Presse jammerte von der Nothwendigkeit strenger Maßregeln und denunzirte in der unverblümtesten Weise Tschernischewsky und seine Gesinnungsgenossen.

Dagegen gab Tschernischewsky seinen Artikeln einen immer revolutionärerem Charakter. Er, der es einst für möglich und nützlich gehalten hatte, die Regierung über ihren eigenen Vortheil in der Sache der Bauernemanzipation aufzuklären, dachte jetzt nicht mehr daran, sich an die Regierung zu wenden. Alle Unterhandlungen mit ihr, alle Hoffnungen auf sie schienen ihm mit Recht eine höchst schädliche Selbsttäuschung zu sein. In dem Aufsätze „Ein russischer Reformator“, geschrieben aus Anlaß eines Buches<sup>106</sup> von Baron M. Korf „Das Leben des Grafen Speransky“, weist Tschernischewsky eingehend nach, daß kein Reformator, welcher ernste soziale Reformen durchführen will, in Rußland auf die Regierung rechnen kann. Um so weniger können die Revolutionäre auf sie rechnen. Speransky wurde von seinen Feinden ein Revolutionär genannt, — diese Benennung erscheint Tschernischewsky lächerlich. Speransky hatte allerdings wirklich sehr weitgehende reformatorische Pläne im Auge, aber „es ist lächerlich, Speransky einen Revolutionär zu nennen, wenn man die Mittel ins Auge faßt, die er zu benutzen gedachte, um seine Projekte durchzuführen.“ Seine einzige Stütze war das Zutrauen des Kaisers

---

\* Ein bekannter liberaler Staatsmann unter Alexander I., der 1812 in die Verbannung gehen mußte, nachdem er mit knapper Noth der Todesstrafe entgangen war, die auf Befehl des Zaren über ihn verhängt werden sollte.

Alexander. Auf dieses Zutrauen gestützt, glaubte er auch seine Reformen durchführen zu können. Und eben darum war er in Tschernischewsky's Augen ein schädlicher Träumer. Die Träumer sind oft einfach lächerlich, ihre Selbsttäuschungen sind oft sehr harmloser Natur, aber sie „können der Gesellschaft schädlich werden, wenn sie sich in ernstlichen Dingen Selbsttäuschungen hingeben. Durch ihre begeisterten Eifer erzielen sie einige scheinbare Erfolge auf einem falschen Weg, wodurch Viele irregeleitet werden, indem sie durch diese angeblichen Erfolge veranlaßt werden, dieselbe falsche Bahn zu betreten. In dieser Hinsicht kann Speransky's Thätigkeit als eine schädliche bezeichnet werden.“<sup>\*</sup>

Indem Tschernischewsky der Jugend — natürlich andeutungsweise — die Nothwendigkeit einer revolutionären Handlungsweise nahe legte, betonte er zugleich, daß ein Revolutionär, um seine Zwecke zu erreichen, oft Schritte thun müsse, die für einen ehrlichen Mann bei der Verfolgung rein persönlicher Zwecke Schlechterdings unstatthaft seien. So geht er, noch im Januar 1861, in der Besprechung eines Buches des amerikanischen Oekonomisten Carey, unerwarteter Weise zu Betrachtungen über die bekannte jüdische <sup>107</sup>Heldin Judith über und rechtfertigte ihre That mit warmen Worten: „Der historische Weg ist nicht das Trottoir des Newsky Prospekt; er führt durchweg über bald staubige, bald kothige Felder, bald durch Sümpfe, bald durch dichten Wald. Wer sich scheut, mit Staub bedeckt zu werden und seine Stiefel zu beschmutzen, der bleibe der öffentlichen Thätigkeit fern: sie ist eine für die Menschen wohlthätige Beschäftigung, wenn man dabei wirklich das Wohl der Menschen im Auge hat, sie ist jedoch eine nicht ganz saubere Beschäftigung. Aber freilich läßt sich die sittliche Reinheit verschieden auffassen: Mancher mag vielleicht der Meinung sein, Judith z. B. habe sich nicht besleckt. ... Versuchet euren Gedankenkreis zu erweitern — und ihr werdet euch in vielen Einzelfällen zu ganz anderen Handlungen verpflichtet sehen, als diejenigen sind, welche ihr bei der isolirten Betrachtung derselben Fälle als eure Pflicht betrachten würdet.“

---

\* „Sowremennik“, 1861, Oktober. Russische Literatur, S. 249, 250.

Als die Regierung im Anfang der sechziger Jahre die Zensurschranken etwas erweiterte und der Presse erlaubte, sich über die Frage einer neuen Zensurordnung auszusprechen, da beeilte sich Tschernischewsky, seine Meinung darüber abzugeben, eine Meinung, die sehr von den hergebrachten liberalen Ansichten abwich. Zwar verspottet er selbst beißend die Leute, welche glauben, daß der Druckerpresse irgend eine spezifische unheilvolle Kraft beimohne, so eine Art Kraft, wie die der Tollkirsche, der Schwefelsäure, des Knallsilbers u. s. f. Jedoch giebt er zu, daß es Epochen gebe, wo die Presse der Regierung eines Landes nicht minder gefährlich sei, als Kartätschen. Das sind nämlich solche Epochen, wo die Interessen der Regierung nicht mit den Interessen der Gesellschaft übereinstimmen und also ein revolutionärer Ausbruch im Anzuge ist. In einer solchen Situation hat die Regierung allen Grund, die Presse einzuschränken, weil diese gleich anderen gesellschaftlichen Kräften ihren Sturz vorbereitet. In einer solchen Lage befanden sich fast alle französischen Regierungen, die in diesem Jahrhundert einander so oft ablösten. Dies alles ist von Tschernischewsky sehr umständlich und ruhig ausgeführt. Von der russischen Regierung ist bis zum Ende des Artikels gar keine Rede. <sup>108</sup>Aber am Schluß fragt Tschernischewsky unerwartet den Leser: nun, und wenn es sich erweisen würde, daß hier in Rußland wirklich Preßgesetze nöthig seien? „Dann würden wir noch einmal die Namen Obskuranten, Fortschrittsfeinde, Freiheitshasser, Verherrlicher des Despotismus u. s. w. erhalten, wie wir uns schon oft solchem Tadel auszusetzen hatten.“ Daher will er auch nicht die Frage untersuchen, ob in Rußland spezielle Preßgesetze nöthig seien oder nicht. „Wir fürchten, daß uns eine gewissenhafte Untersuchung zu der Antwort führen würde: ja, sie sind nöthig.“ Die Schlußfolgerung ist klar: sie sind nöthig, weil Rußland in die revolutionäre Periode seiner Entwicklung getreten ist.

In demselben Märzheft des „Sowremennik“ erschien auch ein kleinerer polemischer Artikel: „Hat man etwas gelernt?“ Gelegenheit dazu gaben die oben geschilderten Studentenunruhen. Tschernischewsky vertheidigt dort die Studenten gegen den ihnen von den „Konserватiven“ gemachten

---

\* „Sowremennik“, 1862, März. Die französischen Preßgesetze.

Vorwurf, daß sie nicht studiren wollten, und sagt nebenbei der Regierung manche bittere Wahrheit. Den nächsten Anlaß zu dieser Polemik gab der Artikel eines unbekanntes Autors „Lernen oder nicht lernen?“, welcher in den „St. Petersburger Akademischen Nachrichten“ erschien. Tschernischewsky antwortet nun darauf, daß diese Frage in Bezug auf die Studenten keinen Sinn habe, da diese immer lernen wollten und nur von den einschränkenden Universitäts-Reglements daran verhindert würden. Diese Reglements wollten die Studenten — Menschen, die in einem Alter stehen, in dem nach den russischen Gesetzen ein Mann heirathen, in den Staatsdienst aufgenommen werden und „Kommandant einer militärischen Abtheilung“ sein darf — wie kleine Schuljungen behandeln. Kein Wunder also, daß sie dagegen protestirten. Man untersagt ihnen selbst solche durchaus harmlose Organisationen, wie kameradschaftliche Hilfskassen, die aber bei der schlechten materiellen Lage der meisten Studenten unbedingt nothwendig seien. Die Studenten könnten nicht anders, als sich gegen solche Reglements auflehnen, weil es sich hier um ein „Stück <sup>109</sup> Brot und um die Möglichkeit des Besuchs der Vorlesungen handelt: dieses Brot, diese Möglichkeit wurde ihnen genommen“. Tschernischewsky sagt offen heraus, daß es gerade der Zweck der Universitäts-Reglement sei, der größten Anzahl derer, die studiren wollen, die Möglichkeit des studirens zu nehmen. „Wenn der Autor des Artikels oder seine Gesinnungsgenossen es für nöthig halten, das Gesagte zu widerlegen, so mögen sie die Dokumente veröffentlichen, welche sich auf die Berathungen beziehen, aus denen jene Reglements hervorgegangen sind.“

Der anonyme Autor des Artikels „Lernen oder nicht lernen?“ warf nicht nur den Studenten, sondern auch der ganzen russischen Gesellschaft vor, daß sie nichts lernen wolle. Dies benutzte nun Tschernischewsky, um die Diskussion über die Universitätsunruhen auf einen allgemeineren Boden hinüberzuleiten. Sein Gegner gab zu, daß einige Anzeichen allerdings dafür sprächen, daß die russische Gesellschaft lernen möchte. Das bewiesen nach seiner Meinung „Hunderte“ von neu entstandenen Zeitschriften und „Duzende von Sonntagschulen“. „Hunderte von neuen Zeitschriften! Wo hat denn der Autor diese Hunderte hergenommen?“ — ruft Tschernischewsky aus. — „Allerdings aber brauchten wir wirklich

Hunderte. Und will der Autor vielleicht wissen, warum nicht Hunderte von neuen Zeitschriften entstehen, wie es eigentlich sein sollte? Weil es Dank unserer Zensur nirgends einer lebensfrischen periodischen Zeitschrift möglich ist, zu existiren, als etwa in einigen größeren Städten. Jede reiche Handelsstadt sollte einige, wenn auch kleine Zeitungen haben; in jedem Gouvernement sollten wenigstens einige lokale Blättchen erscheinen. Aber sie existiren nicht, weil sie nicht existiren können. ... Duzende von Sonntagschulen. ... Das ist schon nicht übertrieben, nicht so wie Hunderte von neuen Zeitschriften: in einem Reiche, das mehr als sechzig Millionen Einwohner zählt, kann man die Sonntagschulen wirklich nur zu Duzenden zählen. Und doch sollten ihrer Tausende und Abertausende sein, und es könnten auch wirklich so viele entstehen und schon jetzt wenigstens einige Tausend existiren. Warum sind es aber nur Duzende? Weil sie so verdächtig, <sup>110</sup>so eingeschränkt und eingeschnürt sind, daß selbst den hingebendsten Menschen alle Lust am Unterrichten vergeht."

Nachdem aber der anonyme Autor in der Existenz von „Hundertern“ von neuen Zeitschriften und von „Duzenden“ von Sonntagschulen die scheinbaren Anzeichen für die Thatsache gesehen, daß die Gesellschaft lernen möchte, beeilte er sich hinzuzufügen, daß diese Anzeichen trügerlich seien. „Da hört man Geschrei auf den Straßen“ — erzählt er melancholisch — „man sagt, da und dort sei dies und das geschehen; unwillkürlich läßt man den Kopf hängen und wird enttäuscht. ...“ — „Erlauben Sie, Herr Autor“, — erwidert nun Tschernishevsky — „welches Geschrei hören Sie denn auf den Straßen? Das Schreien der Schutzleute und der Polizeilieutenants? — das hören wir auch. Sprechen Sie etwa davon? Man sagt, da und dort sei dies und das geschehen ... was z. B. eigentlich? Dort geschah ein Diebstahl, hier eine Ueberschreitung der Amtsgewalt, da wurde ein Schwacher bedrückt, hier ein Starcker begünstigt — davon wird unaufhörlich gesprochen. Ueber dieses Schreien, welches Alle hören, und über diese täglichen Gespräche muß man allerdings wirklich unwillkürlich den Kopf hängen lassen und enttäuscht werden.“

Der Ankläger der Studenten beschuldigte sie ferner der Unduldsamkeit gegen andere Meinungen und auch dessen, daß sie bei ihren Protestaf-

tionen zu Pfeifen, faulen Äpfeln und dergleichen „Straßenwaffen“ griffen. Tschernischewsky entgegnet ihm, daß „Pfeifen und faule Äpfel nicht als Straßenwaffen gebraucht werden: als solche dienen Bajonette, Gewehrkolben, Säbel“. Er empfiehlt seinem Gegner, darüber nachzudenken, „ob die Studenten diese Straßenwaffen gegen Jemand gebraucht haben, oder ob sie vielmehr gegen die Studenten gebraucht worden sind ... und ob es wirklich nöthig gewesen sei, diese gegen die Studenten zu gebrauchen“.

Man wird verstehen, daß derartige Artikel Tschernischewsky's einen großen Eindruck auf die russischen Studenten machen mußten. Als später, am Ende der sechziger Jahre, sich die Studentenunruhen wiederholten, wurde jener Artikel als die beste Bertheidigung der gerechten Forderungen der Studenten in ihren Versammlungen vorgelesen.

## IX.

Unterdessen nahte die Katastrophe mit raschen Schritten heran. Die Denunziationen gegen Tschernischewsky wurden immer häufiger. Im Jahre 1862 wurde der „*Sowremennik*“ für einige Zeit suspendirt. — „Der Vorsitzende der dritten Abtheilung der Kanzlei seiner Majestät“\* — heißt es in der Anklageschrift gegen Tschernischewsky — „erhielt einen anonymen Brief, worin die Regierung vor Tschernischewsky gewarnt wird, vor diesem Rädelsführer der jungen Leute, diesem listigen Sozialisten, der selbst sagte, man werde ihn nie überführen können; man nennt ihn einen schädlichen Agitator und man bittet, Alle vor einem solchen Menschen zu bewahren; aller früheren Freunde Tschernischewsky's, liberale Männer, entfernten sich von ihm, als sie sahen, daß seine Tendenzen von Worten in Thaten übergingen. Wenn Ihr den Tschernischewsky nicht entfernt, — schreibt der anonyme Autor des Briefes — so kommt es zu einem Unglück, zu einem Blutvergießen; diese Kotten toller Demagogen sind Waghälse. ... Man wird sie vielleicht tödten, aber wie viel unschuldig

---

\* Der Mittelpunkt der geheimen Polizei. Alexander III. hat diese Abtheilung abgeschafft, indem er sie durch das „Departement der Staatspolizei“ ersetzte: dieselbe Sache unter anderem Namen.

Blut wird ihretwegen vergossen werden. In Woronesch, in Saratow, in Tambow — überall existiren solche Sozialistenkomites, überall feuern sie die Jugend an. Verschiebt den Tschernischewsky wohin Ihr wollt, aber nehmt ihm baldmöglichst die Möglichkeit zu handeln. Befreit uns von Tschernischewsky um der allgemeinen Ruhe willen. "

Am 7. Juli 1862 wurde Tschernischewsky verhaftet. Da er, wie der Denunziant behauptete, gesagt haben sollte, daß man ihn nie werde überführen können, so beeilten sich die Ritter der Dritten Abtheilung, falsche Beweisstücke zu fabriziren. Wie sein Prozeß geführt wurde, kann man daraus ersehen, daß der Staatsanwalt so unverschämt war, selbst im Anklageakt den Brief des „anonymen Denunzianten“ zu zitiren, trotzdem das russische Gesetz vorschreibt, „keine Untersuchungen einzuleiten auf Grund von Denunziationen in anonymen Schmähschriften und Briefen“. Noch vor der Verhaftung Tschernischewsky's wurde man eines gewissen Wjetoschkin habhaft, bei dem ein Brief Herzen's an Serno-Solowjewitsch vorgefunden wurde, in dem angeblich folgende Stelle enthalten war: „Ich und Tschernischewsky haben die Absicht, hier (d. h. in London) oder in Genf den „*Sowremennik*“ herauszugeben.“ Auf Grund dieser Zuschrift wurde denn auch Tschernischewsky verhaftet. Und doch behauptete Herzen in seinem „*Kolokol*“ (Nr. 193), daß er in seinen Briefen mit keinem Worte von literarischen Plänen gesprochen habe, die er im Verein mit Tschernischewsky ausführen konnte. „Ich konnte nicht schreiben, daß ich und er beabsichtigten, den „*Sowremennik*“ herauszugeben, da ich nicht die geringste Ahnung davon hatte, ob er den „*Sowremennik*“ außerhalb Rußlands herausgeben wolle oder nicht. ... Das Verbot des „*Sowremennik*“ war in allen Zeitungen angezeigt, und wir boten gleich offen und laut den Herausgebern dieser Zeitschrift an, sie auf unsere Kosten im Auslande drucken zu lassen. Aber unser Anerbieten fand nie die leiseste Zustimmung. Wie konnte ich also darüber affirmativ schreiben, und dazu noch nach Rußland? Oder stehe ich vielleicht auch im Dienste der geheimen Polizei?“ — Wann aber schreckten die eifrigen Diener der russischen Regierung vor Lüge und Fälschung zurück? Bei der Hausdurchsuchung fand man bei Tschernischewsky einige nichtsagende Papiere und Briefe; man zog auch damals bereits allgemein bekannte Denunzianten in den Prozeß hinein, wie



Wsewolod Kostomarow, man schnüffelte sogar im Tagebuch des Angeklagten herum, wo er noch vor seiner Hochzeit u. A. geschrieben hatte, daß „man ihn jeden Tag festnehmen könne“ — und die Sache war abgemacht. Er wurde dem Senatsgerichte überliefert und angeklagt: 1) des Verkehrs mit Herzen, 2) der Abfassung eines aufreizenden Aufrufs „an die Herrenbauern“, der angeblich dem Denunzianten W. Kostomarow zum Drucken übergeben worden war, und 3) der <sup>113</sup>Vorbereitung zur Empörung. Interessant ist es, daß der einzige Beweis einer „Vorbereitung zur Empörung“ ein von demselben Kostomarow gelieferter Brief an einen Alexej Nikolajewitsch war, wo in den allerunbestimmtesten Ausdrücken gesagt wird, daß man ja keine Zeit verlieren solle, es heiße „jetzt oder niemals“, und daß der unbekannte Alexej Nikolajewitsch keine Energie besitze. Tschernischewsky verneinte entschieden, daß dieser Brief von ihm herrühre; wenn er aber auch von ihm stammte, so könnte man daraufhin höchstens seine Theilnahme an der Errichtung einer geheimen Buchdruckerei beweisen aus der Stelle: „schon ein ganzes Jahr ziehen Sie uns mit Ihrer Druckerpresse hin; und jetzt sind wir an einem Augenblick angelangt, wo wir es nicht weiter aufschieben können, wollen wir anders unsere Sache zum Sieg führen.“ Von welcher Sache im Brief die Rede war — ist vollkommen unbekannt. Zwar wird vom Drucken eines Manifestes gesprochen; aber es ist doch nicht jedes Manifest eine „Vorbereitung zur Empörung“. Man sollte meinen, daß selbst die Juristen der Dritten Abtheilung hätten verstehen müssen, daß es von der Einrichtung einer geheimen Buchdruckerei und vom Drucken eines Manifestes noch sehr weit ist zu einer „Vorbereitung zur Empörung“. Und natürlich, sie verstanden es auch. Aber noch besser verstanden sie, daß Tschernischewsky eine kolossale und unerseßliche revolutionäre Kraft darstellte.

Es liegt nichts Unwahrscheinliches in der Vermuthung, daß Tschernischewsky einer revolutionären Verbindung angehörte. Ja, im Gegentheil, eine solche Vermuthung ist durchaus wahrscheinlich. Aber wo in der ganzen zivilisirten Welt gilt eine Wahrscheinlichkeit als ein jurisdischer Beweisgrund? Nirgends, als in Rußland, und auch dort nur in politischen Prozessen.

Wie wenig wählerisch die Staatsanwaltschaft in Bezug auf Beweisstücke in Tschernischewsky's Prozeß war, zeigt u. A. folgende Thatsache. Die Anklageschrift zitiert einen Brief des Angeklagten, den er an seine Frau geschrieben, als er bereits in die Festung verbracht war: „Mein Leben und das Deinige gehören der Geschichte an“ — heißt es dort: „Jahrhunderte werden vergehen, „und unsere Namen werden den Menschen noch theuer bleiben, — und mit Dankbarkeit wird man ihrer gedenken, wenn Niemand mehr da sein wird, der mit uns gelebt hat.“ Außer diesen Worten, welche ja sehr klar auf eine „Vorbereitung zur Empörung“ hinweisen, zitiert die Anklage aus demselben Brief noch folgende Zeilen. — Indem Tschernischewsky seiner Frau sein Vorhaben mittheilt, eine „Encyclopädie des Wissens und des Lebens“ zu verfassen, schreibt er ihr: „Seit Aristoteles hat noch Niemand das gemacht, was ich machen will, und wie Aristoteles, werde auch ich auf Jahrhunderte hinaus den Menschen ein guter Lehrer sein.“ Was beweisen diese Zeilen? Warum berief sich der Verfasser des Anklageaktes darauf? Es liegt ja auf der Hand! Ein Mensch, der zur Herausgabe einer Encyclopädie bereit ist, ist auch zu einer „Empörung“ vollkommen bereit! ...

Fast zwei Jahre zog sich die Untersuchung in Sachen Tschernischewsky's hin. Er verneinte beharrlich alle wider ihn erhobenen Beschuldigungen und hoffte, wie es scheint, daß es ihm bald gelingen werde, sich aus den Krallen des russischen Adlers loszumachen. Darauf deutet schon die Absicht, eine „Encyclopädie“ herauszugeben. Auch sein Roman „Was thun?“, den er schon im Gefängniß schrieb, ist freudiger Hoffnungen voll. Uebrigens beziehen sich in diesem Roman seine Hoffnungen nicht auf juristische Erwägungen, daß er wegen Mangels an Beweisen unmöglich verurtheilt werden könne, sondern auf den baldigen Triumph der Befreiungsbewegung in Rußland. Anspielungen darauf findet man im Roman mehrere. Im Epilog sind sogar einige unklare Hinweise enthalten auf das Jahr 1865 (der Roman wurde im April 1863 beendet), wo in Rußland etwas ganz Besonderes geschehen solle. Eine Dame, die in den letzten Szenen des Romans erscheint und Trauer um einen ihr theuren Menschen trägt, der offenbar im Gefängniß oder in der Verbannung ist, fährt im Jahre 1865 in Petersburgs Straßen heiter und freudevoll in

Begleitung ihres befreiten Freundes umher. Wir können natürlich nur vermuthen, was der Verfasser damit sagen wollte.

## X.

Die Fabel des Romans „Was thun?“ ist sehr einfach. Ein Student der mediko-chirurgischen Akademie in Petersburg, Namens Lopuchow, macht die Bekanntschaft eines unbemittelten jungen Mädchens, Wjera Pawlowna Kosalkin, deren Eltern sie gegen ihren Willen an einen reichen Wüstling verheiraten wollen. Um sie aus der schwierigen Lage zu befreien, macht ihr Lopuchow das Anerbieten, mit ihm im Geheimen eine fiktive Ehe zu schließen. Sie geht darauf ein und macht sich auf diese Weise von der elterlichen Vormundschaft los. Eine Zeit lang bleibt sie wirklich nur fiktive Frau des Lopuchow, später aber verliebt sie sich in ihn und wird seine Ehegattin nicht allein vor dem Gesetz. Die Lopuchow's sind sehr glücklich, sie führen ein vernünftiges Leben von „neuen Menschen“, umgeben von vernünftigen und ehrlichen Freunden. Doch Wjera Pawlowna ist mit diesem Leben unzufrieden. Sie möchte an die praktische Verwirklichung jener sozialistischen Ideen herantreten, über welche sie so viel nachgedacht und so oft mit ihren Freunden gesprochen. Als den besten Weg zur Verwirklichung jener Ideen betrachten sie und ihre Freunde die Einrichtung von Arbeiter-Produktivgenossenschaften. Sie beginnt nun damit, die Petersburger Näherinnen zu solchen Genossenschaften zu vereinigen. Die Sache — zu deren Gunsten Tschernischewskij, wie immer, eine ganze Reihe eingehendster Berechnungen anführt, die die Vorzüge des neuen Prinzips aufzeigen, — nimmt einen sehr günstigen Verlauf. Wjera Pawlowna fühlt sich völlig glücklich. ... Indessen harret ihrer ein erschütterndes Drama. Under den Freunden Lopuchow's war ein junger, vielversprechender Professor der Physiologie, Namens Kirjanow. Wjera Pawlowna bemerkt nun mit schaudern, daß sie den Kirjanow liebt, der seinerseits wider Willen sich seiner Liebe zu Wjera Pawlowna bewußt wird. Beide bekämpfen hartnäckig ihre Gefühle. Aber vergebens! Lopuchow durchschaut das Verhältniß und findet, daß er um des Glückes seines Freundes und der <sup>116</sup>geliebten Frau willen von der Bühne

verschwinden müsse. Gesagt — gethan. Die Polizei und fast alle seine Freunde sind überzeugt, daß er sich in der Nema ertränkt hat. Wjera Pawlowna ist also in den Augen des Gesetzes frei. Nunmehr hindert sie nichts daran, den Kirsanow zu heirathen, — was sie denn auch thut, nachdem sie erfahren hat, daß Lopuchow wohlbehalten in Amerika lebt. Nachdem letzterer sich vergewissert, daß es ihm gelungen ist, seine Liebe zu Wjera Pawlowna zu überwinden, kehrt er nach Petersburg zurück, wo er eine Freundin der Kirsanow's heirathet. Seine zweite Gattin beschäftigt sich ebenfalls mit der Organisation von Näherinnen=Genossenschaften. Beide Familien, die Lopuchow's und die Kirsanow's, leben in enger gegenseitiger Freundschaft.

Wie der Leser sieht, benehmen sich fast sämtliche Hauptpersonen des Romans so, daß die „Ordnungshüter“ allen Grund haben, von Erschütterung der heiligen „Grundlagen“ der Familie, von Schändung der Moral und des Gesetzes u. s. f. zu jammern — was sie denn auch thaten und noch bis auf den heutigen Tag thun. Zugleich behaupten sie laut und hoch, der Roman sei in allen künstlerischen Werthes bar, Tschernischewsky habe darin einen völligen Mangel an künstlerischem Talent offenbart. Der zweite Vorwurf ist nur theilweise berechtigt: die komischen Personen im Roman „Was thun?“ (z. B. die Eltern der Wjera Pawlowna) sind gut gezeichnet und lebensvoll. Dagegen lassen die eigentlichen Helden des Romans, Wjera Pawlowna und ihre Freunde, allerdings vom künstlerischen Standpunkt aus manches zu wünschen übrig. Was hat dies jedoch zu sagen? Man zeige uns doch wenigstens eines der hervorragendsten wahrhaft künstlerischen Werke in der russischen Literatur, dessen Einfluß auf die sittliche und intellektuelle Entwicklung Rußlands so groß gewesen wäre, wie der Einfluß des Romans „Was thun?“. Niemand kann ein solches Werk zeigen, weil ein solches nicht existirte, nicht existirt und sicherlich nicht existiren wird. Seit der Einführung der Druckerpresse in Rußland bis auf den heutigen Tag hatte in Rußland kein einziges gedrucktes Werk einen solchen Erfolg, wie jener Roman. Man mag nun, so viel man will, die Tendenzmalerei des Autors tadeln, ihm den Namen eines Künstlers absprechen — das lesende Publikum wird darauf sehr richtig bemerken, daß es sich darum gar nicht kümmern, daß jede Bel-

lettristik gut sei, außer der langweiligen; Tschernischewsky's Roman aber erweckt in ihm nur Entzücken und keine Langweile — dies genügt dem Leser vollkommen. Endlich ist die Tendenzmalerei auch in den belletristischen Werken der russischen Obskuranten keineswegs ein unbekanntes Ding. Auch sie schreiben gerne Tendenzromane oder Tendenznovellen. Zu ihrem Leidwesen aber finden ihre Tendenzstücke fast keine Leser und gar keinen Anklang. Zeigt dies nun nicht, daß es zweierlei Arten von Tendenzen giebt, von denen eine dem Erfolg er von ihr durchtränkten Werke auch nicht den geringsten Abbruch thut?

Worin lag das Geheimniß des kolossalen, unerhörten Erfolges jenes Romans? Eben in dem Charakter seiner Tendenz, eben darin, daß die vom Autor ausgesprochenen Gedanken einem wahren Zeitbedürfniß entsprachen. An und für sich waren diese Gedanken nicht neu; Tschernischewsky entnahm sie sammt und sonders der westeuropäischen Literatur. Weit früher als er predigte George Sand in Frankreich freie und, was die Hauptsache ist, aufrichtige, ehrliche Liebesbeziehungen zwischen Mann und Weib.\* In den moralischen Forderungen, welche Lucretia Floriani an die Liebe stellt, unterscheidet sie sich durchaus nicht von Wjera Pawlowna. George Sand's Ideen fanden in Rußland noch in den vierziger Jahren den größten Anklang. Bjelinsky war ein leidenschaftlicher Verehrer dieser Schriftstellerin. In seinen Aufsätzen brachte er nicht selten ihre Ansichten über Freiheit und Wahrheit in Liebesverhältnissen zum Ausdruck. Die besten unter den „Männern der vierziger Jahre“ folgten in ihren Beziehungen zur Frau denselben Prinzipien, wie Lopuchow und Kirfanow. Aber bis zum Erscheinen des Romans „Was thun?“ wurden diese Prinzipien nur von einem kleinen Häuflein „Ausgewählter“ getheilt; für die Masse des lesenden Publikums blieben sie ganz und gar unverständlich. Selbst Herzen konnte sich nicht dazu entschließen, sie in ihrer

---

\* Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, das Goethe's „Wahlverwandtschaften“ und einige seiner Dramen auch ein Wort zu Gunsten der freien Liebe sind. Dies sehen wohl viele deutsche Literaturhistoriker ein; da sie aber einerseits nicht wagen, eine Autorität, wie Goethe, zu tadeln, und andererseits ihrer philiströsen Sittsamkeit zu Liebe ihm auch nicht beistimmen dürfen, so stammeln sie gewöhnlich etwas ganz Unverständliches über die wunderbarlich sein sollenden Paradoxen des großen Deutschen.

ganzen Fülle und Klarheit in seinem Roman „Wer ist schuldig?“ auszusprechen. Mit dem Erscheinen von „Was thun?“ wurde die Frage so klar und scharf, als irgend möglich gestellt. Keine Zweifel konnten mehr obwalten. Denkende Menschen hatten nur noch die Wahl: in der Liebe entweder den Prinzipien von Lopuchow und Kirjanow zu folgen, oder, sich vor der Heiligkeit der Ehe beugend, im Falle des Aufkeimens einer neuen Liebe wieder zum alten erprobten Mittel des Ehebruchs zu greifen, oder endlich in sich jedes Gefühl der Liebe gänzlich zu ersticken, weil sie einem anderen, nicht mehr geliebten Menschen angehören. Und zwar mußte die Wahl mit vollem Bewußtsein getroffen werden. Tschernischewsky hatte die Frage so aufgestellt, daß die früher natürliche Gedankenlosigkeit und Unmittelbarkeit der Liebesverhältnisse ganz unmöglich wurden. Auch auf die Liebe hatte sich die Kontrolle des Bewußtseins erstreckt; eine bewußte Auffassung der Verhältnisse zwischen Mann und Frau war zum Gemeingut des großen Publikums geworden. Und das war in Rußland in der Epoche der sechziger Jahre besonders wichtig. Die Reformen jener Zeit stellten nicht nur die sozialen, sondern auch die Familienverhältnisse auf den Kopf. Lichtstrahlen drangen in solche Winkel ein, welche bis dahin ganz im Dunkeln geblieben waren. Die Russen wurden gezwungen, sich umzuschauen und nüchternen Blickes ihre Verhältnisse zu ihren Nächsten, zur Gesellschaft und zur Familie zu prüfen. In den Familienverhältnissen, in der Liebe und in der Freundschaft begann ein neues Element eine große Rolle zu spielen, nämlich die Ueberzeugungen, die früher nur ein ganz kleines Häuflein von „Idealisten“ besaß. Die Verschiedenheit der Ueberzeugungen veranlaßte unerwartete Konflikte. Eine Frau, die einem Manne <sup>119</sup>„gegeben“ worden war, entdeckte nicht selten mit Entsetzen, daß ihr gesetzlicher „Besitzer“ ein Obskurant, bestechlich und ein niedriger Schmeichler seiner Vorgesetzten sei. Ein Mann, der früher im vollen Genuße des „Besitzes“ einer schönen Frau gewesen war und der, ohne es zu wollen, von dem Strom der neuen Ideen berührt wurde, bemerkte oft mit Verzweiflung, daß sein schönes Spielzeug sich keineswegs für „neue Menschen“ und „neue Ideen“ interessirte, sondern für neue Toiletten und für Tänze, und auch noch für die Beamtentitel und für den Gehalt ihres Mannes. Vergebens sind alle Auseinandersetzungen und Mahnungen:

die Schöne verwandelt sich in eine wahre Megäre, sobald der Mann etwa hervorzustammeln versucht, er möchte zwar dem Staate dienen, es ekle ihn aber an, ein Bedienter zu sein. Was da beginnen? Was thun? Der berühmte Roman zeigte dies. Unter dessen Einfluß begannen die Menschen, die sich früher für das rechtmäßige Eigenthum Anderer hielten, mit Tschernischewsky auszurufen: „O Schmutz! o Schmutz! wer darf einen Menschen besitzen!“ — in ihnen wurde das Bewußtsein ihrer Menschenwürde wach, und oft stellten sie sich, nach den furchtbarsten Seelen- und Familienstürmen, auf eigene Füße, richteten ihr Leben ihren Ueberzeugungen gemäß ein und strebten bewußt einem vernünftigen, menschlichen Ziele zu. Und schon darum allein kann man wohl sagen, daß Tschernischewsky's Name der Geschichte angehört; den Menschen wird er theuer sein und mit Dankbarkeit werden sie seiner gedenken, wenn auch Niemand mehr am Leben sein wird, der den großen russischen Aufklärer persönlich gekannt hat.

Die Obskuranten beschuldigten Tschernischewsky, daß er in seinem Roman die „Emanzipation des Fleisches“ gepredigt habe. Nichts unsinnigeres und Heuchlerischeres als dies Beschuldigung! Man nehme nur einen beliebigen Roman aus der großen Welt, man erinnere sich der Liebesabenteuer des Adels und der Bourgeoisie in allen Ländern und bei allen Völkern — und man wird sehen, daß Tschernischewsky es nicht nöthig hatte, die schon lange zur Thatsache gewordene Emanzipation des Fleisches zu predigen. <sup>120</sup> Sein Roman predigt im Gegentheil die Emanzipation des menschlichen Geistes, der menschlichen Vernunft. Wer von den Ideen dieses Romans durchdrungen ist, wird nie zu Boudoirabentuern Neigung fühlen, ohne welche ja den, von einer heuchlerischen Achtung für die landläufige Moral erfüllten Salonmenschen das Leben kein Leben mehr ist. Die Obskuranten sehen wohl den strengsittlichen Charakter des Tschernischewsky'schen Werkes ein, und sind auf dasselbe gerade wegen seiner sittlichen Strenge so böse zu sprechen. Sie fühlen, daß Menschen, wie die Helden von „Was thun?“ sie für Wüstlinge halten und gegen sie die tiefste Verachtung hegen müssen.

Selbstverständlich wird die sogenannte Frauenfrage weder durch das Beispiel von Lucretia Floriani, noch durch das von Wjera Pawlowna ge-

löst. Den Schöpfern der betreffenden Werke wird aber dennoch stets das Verdienst gebühren, eine neue Auffassung von der Frau verbreitet zu haben.

## XI.

Wir wissen es, — die Verbreitung der erhabenen Ideen der Wahrheit, der Wissenschaft, der Kunst war das hauptsächlichste, man kann sogar sagen, das einzige Lebensziel unseres Verfassers. Diesem Ziele diente nun auch der Roman „Was thun?“ Es wäre irrig, diesen Roman ausschließlich als eine Predigt vernünftiger Beziehungen zwischen Mann und Frau zu betrachten. Die Liebe Wjera Pawlowna's zu Lopuchow und Kirjanow dient nur als Hintergrund für andere wichtigere Gedanken des Verfassers. Wir sprachen schon von den Genossenschaften, die Wjera Pawlowna einrichtete. Indem der Verfasser sie diese Thätigkeit ergreifen ließ, wollte er seinen Anhängern die praktischen Aufgaben der Sozialisten in Rußland andeuten. Und in Wjera Pawlowna's „Traumgesichtern“ malen sich seine sozialistischen Ideale mit hellen Farben aus. Das Bild eines sozialistischen Gemeinwesens wird von ihm ganz nach Fourier geschildert. Er bietet den Lesern nichts neues. Er macht sie nur mit den Resultaten bekannt, zu denen schon lange vor ihm der westeuropäische Gedanke gelangt war. Dabei muß wiederum bemerkt werden, daß Fourier's Anschauungen schon in den vierziger Jahren in Rußland bekannt waren. Wegen Fourierismus wurden die „Petraschewsky“ vor Gericht gestellt und verurtheilt. Aber erst Tschernischewsky gab Fourier's Ideen eine in Rußland noch nie dagewesene Verbreitung. Er machte das große Publikum mit ihnen bekannt. Später zuckten selbst die Anhänger Tschernischewsky's mit den Schultern, wenn auf Wjera Pawlowna's Traumgesichter die Rede kam. Das Phalanstère, von welchem sie träumte, schien einigen später eine sehr naive Träumerei zu sein. Man meinte, der berühmte Schriftsteller hätte dem Leser etwas Naheliegenderes und Praktischeres bieten können. So raisonnirten selbst Leute, die sich Sozialisten nannten. Wir gestehen, daß

---

\* Er wird diese Form wohl mit Rücksicht auf die Zensur gewählt haben. Daher werden denn auch der Wjera Pawlowna gar viele Traumgesichter zu Theil.



wir die Sache ganz anders auffassen. In Wjera Pawlowna's Traumgesichtern erblicken wir eine Seite der sozialistischen Ansichten Tschernischewsky's, welche bis jetzt von den russischen Sozialisten leider noch nicht genügend beachtet worden ist. An diesen Träumen gefällt uns der von Tschernischewsky wohlverkannte Gedanke, daß die sozialistische Ordnung nur aufgebaut werden kann auf Grundlage der ausgedehntesten Anwendung der von der Bourgeoisperiode entwickelten technischen Kräfte in der Produktion. In diesen Träumen sind ungeheure Arbeiterarmeen zu genossenschaftlicher Produktion vereinigt und gehen von Mittelasien nach Rußland herüber, von Ländern mit heißem Klima in kalte Länder. Dies alles konnte man zwar auch aus Fourier erfahren, daß es aber das russische Publikum nicht wußte, ist sogar aus der weiteren Geschichte des sogenannten russischen Sozialismus ersichtlich. Die russischen Revolutionäre verstiegen sich nicht selten zu solchen Vorstellungen von der sozialistischen Gesellschaft, daß sie sich diese als eine Föderation von Bauernkommunen dachten, die ihre Felder noch immer mit dem vorsintfluthlichen Hackpflug <sup>122</sup>beackerten, mit dem sie im fünfzehnten Jahrhundert die Erde aufgestochert hatten.

Andererseits steht es aber fest, daß die von Tschernischewsky in seinem berühmten Roman dargelegte Ansicht über den praktischen Weg zur Verwirklichung der sozialistischen Ideen als eine selbst für jene Zeit rückständige bezeichnet werden muß. Es ist eine sehr merkwürdige historische Thatsache, daß die Propaganda von Produktivgenossenschaften gleichzeitig in Rußland und Deutschland betrieben wurde. Im Jahre 1863 erschien Tschernischewsky's Roman. In demselben Jahre empfahl Lassalle den deutschen Arbeitern die Produktivgenossenschaften als das einzige Mittel, ihre Lage wenigstens einigermaßen zu heben. Aber Welch' ein Unterschied in der Stellung dieser Frage in Rußland und in Deutschland! In Tschernischewsky's Roman befaßen sich einzelne humane und gebildete Personen mit der Einrichtung von Genossenschaften: Wjera Pawlowna und ihre Freunde. Zu dieser Sache wird sogar ein „aufgeklärter“ Priester, Merzalow, hinzugezogen, der, wie er selbst von sich sagt, dabei die Rolle eines „Schildes“ (natürlich den argwöhnischen Behörden gegenüber!) zu spielen hat. Von der politischen Selbstthätigkeit der Arbeiterklasse wird

im Roman mit keinem Worte gesprochen. Davon sprachen auch jene „Menschen der sechziger Jahre“ kein Wort, welche das von Tschernischewsky vorgeschlagene Programm zu verwirklichen suchten. Dagegen war das erste Wort der Lassalle'schen Agitation eben der Hinweis auf die Nothwendigkeit einer politischen Aktion von Seiten der Arbeiter. In Lassalle's Vorschlag trägt die Gründung von Produktivgenossenschaften einen umfassenden allgemein-staatlichen Charakter, — während dies bei Tschernischewsky Sache von Privatpersonen bleibt. Lassalle würde Tschernischewsky für einen Anhänger von Schulze-Dechwitz gehalten haben. Der Unterschied in den praktischen Plänen beider Männer zeigt so recht, wie groß der Unterschied zwischen den inneren Verhältnissen Deutschlands und Rußlands war. — Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Lassalle's Pläne, wie auch noch älteren Pläne von Louis Blanc keine Utopie waren.

<sup>123</sup>Im Roman „Was thun?“ wird, gegen Tschernischewsky's Gewohnheit, sehr viel von der Liebe gesprochen, welche die Menschheit erlösen soll. Darin macht sich deutlich Feuerbach's Einfluß geltend.

Tschernischewsky erlebte das Aufkommen eines neuen Typus „neuer Menschen“ in Rußland — eines Revolutionärs. Er begrüßte mit Freuden das Auftreten eines solchen Typus und konnte sich nicht das Vergnügen versagen, dessen wenn auch unklares Profil zu zeichnen. Dabei sah er mit Wehmuth voraus, wie viel Mühsale und Leiden ein russischer Revolutionär zu erleben haben wird, wie sein Leben ein Leben voll rauher Kämpfe und schwerer Selbstaufopferung wird sein müssen. Und nun führt Tschernischewsky in demselben Roman „Was thun?“ einen wahren Affeten vor, den Rachmetow. Dieser faßt sich buchstäblich. Er ist vollkommen „ohne Erbarmen für sich“, wie sich seine Zimmerwirthin ausdrückt. Er entschließt sich sogar, zu versuchen, ob er die Tortur würde ertragen können, und liegt zu diesem Zweck die ganze Nacht auf einer mit Nägeln bespickten Decke. Viele sahen darin nichts als eine Sonderlichkeit. Wir geben nun zwar zu, daß einige Einzelheiten in Rachmetow's Charakter anders geschildert werden konnten. Aber der Charakter als Ganzes ist doch der Wirklichkeit vollkommen getreu. In jedem hervorragenden russi-

schen Revolutionär steckte ein großes Stück „Rachmetowtschjina“ („Rachmetowismus“).

Jetzt hat der Revolutionär aus der „Intelligenz“ seine Rolle so gut wie ausgespielt. Er ist nicht mehr originell, nicht mehr neu, er hat sich verflacht. Ihn werden und müssen Revolutionäre aus der Arbeiterklasse ablösen, diese wahren „Kinder des Volkes“. Doch hatte jener Revolutionär seine eigene ruhmvolle Geschichte, und daher kann man sich nicht genug über Tschernischewskj's Feingefühl wundern, der es verstanden hat, wenigstens die Hauptzüge des damals erst entstehenden Typus so gut zu erfassen und so richtig zu schildern.

## XII.

Der Senat verurtheilte Tschernischewskj zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken und nachheriger lebenslänglicher Anstiedelung in Sibirien. Im endgiltigen Urtheil wurde die Zwangsarbeit auf sieben Jahre herabgesetzt. Am 13. Juni 1864 fand auf dem Mysjinskj-Platz (im Stadtviertel Pesski) die Verlesung des Urtheils über den großen russischen Sozialisten statt. Bläß, mager, abgehärmt, wurde er an den „Schandpfahl“ gestellt, und er stand schweigend da, mit dem Rücken gegen den Beamten gewendet, der das Urtheil verlas. Sodann mußte der Verurtheilte über sich die Zeremonie der Degenzerbrechung ergehen lassen, worauf der Henker seine Hände in Ringe zwängte, die an das Schaffot geschmiedet waren. In diesem Augenblicke fiel ein Blumenstrauß auf das Schaffot, und in der Menschenmenge, die den Platz erfüllte, wurden Aeußerungen der Sympathie für den Verurtheilten laut. ... Tschernischewskj wurde nach Sibirien transportirt. —

Der berüchtigte Henker Murawjew suchte ihn später noch in den Karakosow'schen Prozeß hineinzuverwickeln, aber Alexander II. widersetzte sich dem seltsamerweise und Tschernischewskj blieb in Sibirien. Dort verblieb er zwanzig Jahre, und dabei wurde er auf das Drängen des Gensdarmerie-Chefs, Grafen Schumalow, bei allen Erlassen über Erleichterung

---

\* Karakosow schoß am 4. April (nach dem alten Stil) 1866 auf Alexander II.

der Lage der Deportirten übergangen. Nach Beendigung seiner siebenjährigen Zwangsarbeit wurde er in Wiljuisk (Regierungsbezirk Jakutsk) angesiedelt, wo er zu Gesellschaftern einzig die ihn bewachenden Kosaken und Gensdarmen haben konnte. In diesem neuen Gefängniß in einem entlegenen und äußerst ungesunden sibirischen Winkel lebte er bis zum Jahre 1884, wo man ihm erlaubte, nach Astrachan überzusiedeln. Staunen muß man, wie dieser physisch kraftlose, <sup>125</sup>schwachbrüstige Mann die ganze Menge der über ihn verhängten Mißhandlungen hat ertragen können.

Die russischen Revolutionäre machten mehrere Versuche, Tschernischewskij zu befreien, — leider sämmtlich ohne Erfolg.

Gleich nach seiner Rückkehr aus Sibirien warf sich Tschernischewskij wieder sehr eifrig auf die literarische Arbeit. Er übersezte fleißig Weber's Weltgeschichte und schrieb mehrere Aufsätze für periodische Zeitschriften. — Von diesen Aufsätzen sei nur gesagt, daß, obwohl sie der Sprache und Manier nach Tschernischewskij leicht erkennen lassen, sie doch nicht mehr den früheren Glanz und die frühere Tiefe des Gedankens Tschernischewskij's aufweisen. Sein Aufsatz gegen Darwin ist geradezu schwach, so daß er den drückendsten Eindruck hinterläßt. Wenn man ihn liest, fühlt man, daß man es mit einem endgiltig geknickten und gebrochenen Schriftsteller zu thun hat. Das bißchen Freiheit, die man ihm vor seinem Tode ließ, konnte den früheren Tschernischewskij nicht mehr wecken. Der frühere Tschernischewskij war durch das Urtheil des Senats gemordet, und nie hat die russische Regierung ein größeres Verbrechen an der geistigen Entwicklung Rußlands verübt. Und darum wollen wir, indem wir diese biographische Skizze schließen, mit dem tiefsten Mitgefühl Herzens Worte wiederholen, die er schrieb, sobald ihm das Urtheil über Tschernischewskij bekannt wurde: „Möge diese maßlose Schandthat wie ein Fluch auf der Regierung ruhen, auf der Gesellschaft, auf der niederträchtigen, bestechlichen Presse, welche diese Verfolgung heraufbeschworen und sie aus persönlichen Motiven aufgebaut hat. Sie hat die Regierung an die Ermordung der Kriegsgefangenen in Polen gewöhnt; sie hat sie in Rußland an die Bestätigung der Urtheilssprüche der wilden Ignoranten des Senats und der ergrauten Bösewichter des Staatsraths gewöhnt Und da kommen

elende Menschen, Gras von Menschen, Weichthiere von Menschen, und sagen, man solle ja nicht diese Räuber- und Lumpenbande schmähen, die uns regiert!“

## Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	2
Eichernischewsky und seine Zeit.....	3
Einleitung.....	4
I.....	28
II.....	48
III.....	55
IV.....	64
V.....	73
VI.....	78
VII.....	84
VIII.....	94
IX.....	103
X.....	107
XI.....	112
XII.....	115